



530893589 021



Universität Tübingen

12.-

Jahrbuch des Vereins für die Evangelische Kirchengeschichte Westfalens

Vierundzwanzigster Jahrgang 1922



Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Friedrich August Weihe

Eine Prophetengestalt aus dem 18. Jahrhundert

Zugleich ein Trostbüchlein in schwerer Zeit

von

L. Tiesmeyer

Preis: In Steifdeckel 12 M., gebunden 18 M.

Einen Minden-Ravensberger Prediger schildert das Buch, packend und volkstümlich, reich belebt durch viele Einzelzüge. Ein „Trostbuch in schwerer Zeit“ und ein „Beitrag zur Geschichte des Pietismus.“

Johann Heinrich Volkening

Ein christliches Lebens- und kirchliches Zeitbild
aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

von

Dietrich August Rische

Preis 10 M., geb. 20 M.

Ein Buch, wie geschaffen gerade für unsere Zeit! Den Wiedererwecker des geistlichen Lebens im Ravensberger Lande schildert es, den Pastor Volkening, der sich durchzusetzen gewußt hat in den schwierigsten Zeiten: die Revolution von 1848 rüttelte an den Grundlagen unseres Volkslebens!

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Jahrbuch des Vereins für die
Evangelische Kirchengeschichte
Westfalen

Vierundzwanzigster Jahrgang 1922



Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh



gh 4261.

An unsere Freunde

wenden wir uns mit der herzlichsten Bitte, unser in Treuen zu gedenken. Der Plan, ein Heimatbuch: „Unser Westfalen“ herauszugeben, hat sich nicht verwirklichen lassen. Sogar unser Jahrbuch ist in Frage gestellt. Wenn wir ein Buch von sechs Druckbogen haben wollen, müssen wir 300 Mitglieder mehr haben. Wertvolle Aufsätze warten vergeblich auf ihre Drucklegung. In Westfalen sind etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Evangelischer, sollten sich die nötigen 300 nicht darunter finden? Das Konsistorium ist für uns im Amtsblatt eingetreten ohne spürbaren Erfolg! Der Unterzeichnete ist jederzeit bereit, geschichtliche Vorträge in Gemeindeversammlungen, an Gustav Adolf-Festen zu halten, um bei dieser Gelegenheit selbst zu werben. Man wolle ihn nur rufen. Vor allem bitten wir jedes einzelne Mitglied des Vereins, die Vereins Sache als die seine anzusehen und selbst in seinem Freundeskreis zu werben — und das bald! Unsere Sache ist gut und darf nicht untergehen.

**Der Vorstand
des kirchengeschichtlichen Vereins.**

J. A.: D. Rothert.

Inhalt.

	Seite
Land und Leute in Westfalen	5
Der Heliand	29
Bücherschau	47

Land und Leute in Westfalen.¹⁾

Von Professor D. H. Rothert-Münster.

Ganz Sachsenland ist in drei Gebiete geteilt, deren einen die Westfalen, den andern die Ostfalen, und den dritten in der Mitte zwischen beiden die Engern bewohnen. Die Westfalen sind demnach die Westsachsen, oder wie der alte Chronist Heinrich von Herford sagt²⁾: Utsachsen. Diese Einteilung wird aus der Zeit Karls des Großen berichtet, während in Cäsars Zeit sich der Sachsenstamm noch nicht gebildet hatte. Die Grenzen zwischen jenen alten Stämmen sind im einzelnen nicht immer deutlich zu verfolgen und treten heute ganz zurück. Im Jahre 1319 findet sich die Grenzbezeichnung: Westfalen ist das Land, „van der Wupper winto an de Wesfern“.³⁾ Diese Bestimmung entbehrt natürlich genügender Genauigkeit. Desto genauer ist die Aufzählung der Bistümer, Herrschaften, Städte, die nach der Reichskreiseinteilung Kaiser Maximilians I. (Anfang des 16. Jahrh.) zu dem westfälischen Kreise gehören.⁴⁾ Es sind die sieben Bistümer Münster, Osnabrück, Minden, Paderborn, Lüttich, Kammerich, Utrecht, die Reichsstädte Aachen, Köln, Dortmund, vier Fürsten, 31 reichsunmittelbare Grafen usw. Der Kreistag wurde gewöhnlich in Köln gehalten.⁵⁾ Diese Kreiseinteilung ist nach rein politischen Gesichtspunkten geschehen und kann hier ebensowenig in Frage kommen, wie das spätere Königreich Westfalen von Napoleons Gnaden.

¹⁾ Dieser Aufsatz war als Einleitung in das geplante Buch „Unser Westfalen“ gedacht, dessen Druck aber unmöglich zu sein scheint. Vielleicht ist das Buch dennoch dadurch zu ermöglichen, daß die dafür bestimmten Aufsätze im Jahrbuch gedruckt und auch als Sonderausgaben zugänglich gemacht werden. Wer will, kann sie später in einen Band zusammenbinden lassen.

²⁾ Chronicon, 1849, Ausgabe Potthast S. 44 und 50 Antiqua Saxonia, quae nunc Westfalia dicitur.

³⁾ Dortmunder Urkunden-B. I, 377.

⁴⁾ Merian, Topographia Westphaliae S. 3 ff.

⁵⁾ Vgl. Berger, Harkort S. 34.

Unter Westfalen ist heute im allgemeinen die preußische Provinz Westfalen zu verstehen, wie sie 1815 nach der glorreichen Wiederherstellung Preußens gebildet wurde. Hatten zu den „Westfälischen Provinzen Preußens“ im 18. Jahrhundert vor allem Kleve, Mark, Ravensberg gehört, so schied Kleve aus, dafür traten altwestfälische Gebiete bei, aber außer ihnen auch solche rheinfränkischen Stammes, die Kreise Siegen und Witgenstein. Es war der Oberpräsident, Freiherr von Vincke, der die Zulegung Siegens forderte, damit der märkischen Kohle das siegensche Eisen nicht fehle. Andererseits gehören echt westfälische Gebiete wie Essen zum Rheinland und Osnabrück zur Provinz Hannover. Beide sind so fest ihren neuen Verbänden seit hundert Jahren eingliedert, daß sie aus einer Darstellung des heutigen Westfalens herausfallen. Dafür mag es erlaubt sein, das Fürstentum Lippe-Detmold, das von der Provinz Westfalen fast umschlossen wird, und in Geschichte, Art, Sprache eng mit ihr verbunden ist, mit heranzuziehen. Aber auch Siegen-Witgenstein darf wegen der nun ein Jahrhundert langen Verbindung mit Westfalen nicht übergangen werden.

Darnach handelt es sich hier um eine Darstellung der Provinz Westfalen und des schönen lippischen Ländchens.

Über den Namen Westfalen¹⁾ und dessen Bedeutung ist — wie Seibertz²⁾ urteilt — „viel und zumal Abgeschmacktes geschrieben was so wenig Widerlegung als Wiederholung verdient.“ Die Silbe „West“ ist klar; bemerkenswert daran dürfte nur sein, daß die Sachsen gern Ortsbezeichnungen nach der Himmelsrichtung wählten. Daher die in Westfalen so häufigen Namensbildungen aus Ost, West, Süd, Nord. Um so mehr Schwierigkeiten machen die beiden letzten Silben. Kein Geringerer als Jakob Grimm hat sich unter andern an der Deutung versucht.³⁾ Zwar sagt er: „Ich verbinde mich zwar nicht, den wahren Ursprung des Wortes aufzudecken; denn es ist besser, über den Sinn alter dunkler Wörter die Entscheidung offen zu erhalten, als ungesund davon zu träumen; aber ich will doch einiges mitteilen, was ich gesammelt habe und

¹⁾ Vgl. Dahn, Könige der Germanen II, 51: zu den gotischen Stämmen gehörig, *Tai falen*, *Nicto falen*.

²⁾ Landes- und Rechtsgeschichte Westfalens I, 177 f.

³⁾ Wigand, Archiv I, 3. 79.

was fernere Forschungen grammatisch und historisch leiten und bestimmen wird.“ Grimm weist dann auf einen mythologischen angelsächsischen Stammbaum hin, dessen Stammvater Wodan und unter dessen Gliedern ein Seefugl (Seevogel) und ein Westfalka sind. Die Form Falka entspricht dem altdeutschen falah. Und nun findet sich für Westfalen als älteste Form Westfalahi,¹⁾ Westfalalaia.²⁾ Es scheint darnach der Beweis erbracht zu sein, daß Westfalen seinen Namen vom Falken zu Lehen trägt. Woeste, der bekannte Forscher auf dem Gebiete westfälischer Sprache denkt an ein anderes Tier.³⁾ Auch er geht von Falah aus, das ihm den Besitzer eines Fohlens (Fahlens) bedeutet, also etwa einen berittenen Krieger. Wenn Woeste auch darin irrt, daß er die Cherusker zu Westfalen macht, sie gingen vielmehr in den Engern auf, so ist allerdings richtig, daß die Sachsen sich die Krieger als Reiter dachten.⁴⁾ Das westfälische Wappenroß gehört freilich wohl späterer Zeit an.⁵⁾ Der alte Chronist, Heinrich von Herford:⁶⁾ findet in Falen den Begriff des Genossen. Ihm schließt sich Werner Rolewink⁷⁾ an, der an ein Wort falar Genosse (aus phalos) denkt, aber zugleich Widerspruch dagegen erhebt, daß man dieses Wort etwa mit dem französischen falla, lateinisch fallacia zusammenbringe. Man denkt auch an das englische fellow. Andere denken an den Grenzwall (limes), der germanisches vom römischen Gebiet, später sächsisches vom fränkischen geschieden habe.⁸⁾

Es sei dahingestellt, wie der Name zu erklären ist. Jedenfalls ist die Schreibung mit „ph“ falsch. Sie ist lateinisch, aber nicht deutsch. Man schrieb dafür immer f oder gar v.⁹⁾

¹⁾ Kapitulare Karls des Großen von 1797.

²⁾ Heinrich von Herford S. 34.

³⁾ Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 9, 74 ff.

⁴⁾ Heliand, Ausgabe Heyne eoridvolk = Reitergeschwader.

⁵⁾ Vgl. Gobelin Person, Cosmidrom. S. 11: arma quorundam ducum Saxonie sunt equus albus, quoniam ab antiquo talia arma a suis progenitoribus receperunt.

⁶⁾ Ausgabe Potthast, Göttingen 1859 S. 30: Saxones ultra Wiseram versus orientem manentes Ostfalai, versus occidentem vero Westfali (!), quod est orientales socii et occidentales socii, nuncupantur.

⁷⁾ De laude Saxoniae S. 86.

⁸⁾ Northoff, Altwestfalen, Volk, Land, Grenzen, Münster, Regensburg 1898, S. 7. — ⁹⁾ Seiberh, Landesgeschichte I, 179.

Ein anderer, zumal in gehobener Rede beliebter Name des Landes ist der der „roten Erde“, über dem es wie ein Schimmer der Romantik liegt; die Vielzahl von Erklärungen, die es auch von diesem Namen gibt, beweist wohl, daß die rechte Erklärung auch hier noch nicht gefunden ist. Manche denken einfach an die Farbe des Landes, die von ihrem Eisenreichtum rot sei.¹⁾ Indes beweist jeder Blick in Feld und Flur, daß diese Annahme falsch ist. Jakob Grimm macht darauf aufmerksam,²⁾ daß die deutsche Sprache es liebe, Substantiven bezeichnende Adjektiva hinzuzufügen. Man denke an: der helle Tag, die schwarze Nacht, das grüne Gras, das kalte Eisen. Schon Luther weist darauf, daß der Deutsche vor die Wörter, die ihm besonders wert seien, gern ein „lieb“ setze: der liebe Gott, das liebe Brot, die liebe Sonne usw. So hat die Sprache für die Erde das zusätzliche: rot. Aber das ist die Frage: Wie kam man gerade auf diese Bezeichnung? Jostes bringt die Bezeichnung in Zusammenhang mit den Femgerichten, die immer im Freien unter blauem Himmel gehalten wurden. Dieser Zusammenhang ist evident, aber er löst das Rätsel noch nicht. Jostes nimmt ein verschollenes Adjektiv „roden“ an, das mit dem noch vorhandenen Zeitworte roden zusammengehöre und den gelichteten Platz bedeute.³⁾ Aber das ist wohl nicht das Bezeichnende bei der Örtlichkeit des Femgerichts, daß sie ein gelichteter, von Bäumen entblößter Platz ist. Im Gegenteil findet das Gericht oft genug gerade unter Bäumen statt, z. B. in Osttönnen bei Soest unter einem Apfelbaum, in Dortmund unter Linden. Aber das Bezeichnende ist, daß das Gericht nicht unter Dach und Fach, sondern auf bloßer, auf roher Erde stattfindet. Und nun könnte man an einen Übergang aus roher zu roter Erde denken, wie er bei Übersetzung aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche vorkommt.⁴⁾

Schierenberg findet die „rote Erde“ schon in der Edda im Grimnismal⁵⁾ als Gerichtsplatz bezeichnet,⁶⁾ der durch eine 16 Fuß

¹⁾ Seiberh, Landesgeschichte III, 378.

²⁾ Rechtsaltertümer S. 35. — ³⁾ Trachtenbuch S. 7.

⁴⁾ Vgl. das lippische Sprichwort: Raue Hare und Ellernhüchte draiget nenne gaue Früchte.

⁵⁾ Vgl. Götterdämmerung, Detmold 1881, S. 54 f.

⁶⁾ Vgl. weiter S. 76 f.

lange Rute als quadratischer Platz abgemessen sei. Daher heiße in Holland noch heute die Gerichtsbarkeit rode und der Gerichtsbote roedrager.

Wie dem sein mag, die Femgerichte durften nur in Westfalen abgehalten werden und da sie nun mit der roten Erde verbunden waren, übertrug sich dieser Name auf Westfalen. Übrigens soll er erst seit dem 19. Jahrhundert durchgedrungen sein.¹⁾

Eine geographische Schilderung der Provinz zu geben, kann nicht unsere Aufgabe sein. Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen erlaubt sein. Der Süden des Landes ist ausgefllt mit dem sderlndischen Berglande, das sich im Ostenberg²⁾ bis zu 840 m erhebt. Woher das Sderland (Sauerland) seinen Namen hat, ist ungewiß. Man leitet ihn ab von der im Briefe des Papstes Gregor III. (937—39) genannten Völkerschaft der Suduosi.³⁾ Aber diese Völkerschaft ist gar nicht festzustellen. Näher liegt an die sächsische Vorliebe für Bezeichnungen nach Himmelsrichtungen zu denken, der auch das westfälische Nordland (Meppen) seinen Namen verdankt. Vielleicht ist an das alte Verhältnis der Stadt Soest zu dem Sderlande zu erinnern. Es war seine kirchliche Hauptstadt, denn das Archidiaconat Soest umfaßte den Gau Angeron, der im Süden an den Lahngau grenzte,⁴⁾ und also das Sderland einschließt. Soest war auch die politische Hauptstadt des sogenannten Kölnischen Westfalens. Endlich vertrat es das Sderland in seinen Handelsinteressen und war in der Hansa Vortort seiner Städte. So trat es z. B. 1320 für Lüdenscheider Waren in England ein.⁵⁾ War Soest darnach die für das Sderland nach allen Richtungen ausschlaggebende Stadt, dann ist es nicht wunderbar, wenn es ihm auch den Namen gab. Als symbolisch bedeutsam mag erwähnt werden, daß auf einer alten Handzeichnung des Grandwegertors in den Weg, der durch es fhrt, eingeschrieben steht: „der Weg uut dem Suirlandt.“

¹⁾ Jostes, Trachtenbuch S. 7.

²⁾ = Ostenberg vgl. Nordhoff, Altwestfalen S. 11, Anm. 42.

³⁾ Nordhoff a. a. O. S. 3 Anm. 1 und S. 11.

⁴⁾ Rothert, Patroklisstift zu Soest S. 61 f.

⁵⁾ Häberlin, Analecta S. 285, Jubilumschrift von 1909 S. 424 und Barthold, Geschichte von Soest S. 162 f.

Das sauerländische Bergland steht durch die Egge in Verbindung mit den zwei Bergzügen, die von ihr aus nach Westen streichen und den Norden der Provinz abschließen. Der eine dieser Bergzüge ist der Osning: er hat seinen Namen von den Ansen, den alten germanischen Göttern und enthält die Nationalheiligtümer (Irmensul, Ertternsteine). Daher richteten sowohl die Römer wie Karl der Große ihre Hauptangriffe gegen diesen Mittelpunkt des Landes, um hier auch den schärfsten Widerstand zu finden. Beide Gegner haben Detmold als Stätte von Niederlagen, die sie hier erlitten, zu bezeichnen. Zwischen Osning und der Haar mit vielen, auch salzhaltigen Quellen breitet sich die weite westfälische Ebene nach Westen hin sich öffnend aus. Nördlich vom Osning erstreckt sich das hügelige Ravensbergische Ländchen zum Wiehengebirge hin, durch das die Porta Westfalica nach Norden führt.

Ein größerer Fluß, der die einzelnen Teile der Provinz verbände, fehlt: die Weser ist nur Grenzstrom. Lippe und Ruhr waren nur teilweise schiffbar. Der Verkehr auf ihnen war nicht stark und beschränkte sich größtenteils auf die Weinerzeugnisse, die westfälische Klöster von ihren Weinbergen am Rhein zu Schiff bis Haltern oder Hovestadt kommen ließen.¹⁾ Auch Werner Rolewink beklagt,²⁾ daß flumina navalia in Westfalen fehlten. Zwar verhandelte Soest 1495 mit dem Herzog von Kleve über Schiffbarmachung der Lippe und Anlegung eines Kanals von Soest nach Hamm. Aber es handelte sich nur um kleine Schiffe, und der Plan kam nicht zur Ausführung.³⁾ Erst 1820 wurde die Lippe bis Lünen und 1830 bis Lippstadt, ja bis Neuhaus fahrbar.⁴⁾ Aber der Wasserweg wurde mit dem Aufkommen der Eisenbahn verwahrlost; 1868 fuhr noch ein Schiff ab und zu von Wesel bis Lippstadt, 1876 war auch das nicht mehr. Die Kanalisierung der Ruhr wurde besonders durch den Kriegsrat Bernuth gefördert⁵⁾ und kam 1780 zustande.⁶⁾ In neuester Zeit wendet man den

1) Vgl. Mitteilungen der Altertumskommission für Westf. II, S. 1.

2) De laude Sax. S. 100 und 216.

3) Troß, Westfalia 1825, IV, S. 106 und Rothert, Kirchengeschichte der Mark S. 22.

4) Festschrift 1909, S. 555 und 662.

5) Festschrift 1909, S. 456.

6) Vgl. dazu Witten, Jahrbuch 1915, 28, S. 22.

Wasserwegen erhöhte Aufmerksamkeit zu, man hat eine Verbindung zwischen dem Rhein und dem Meere hergestellt.

Dieses Westfalen ist das Land der Gegensätze. Das stellt sich jedem, der von außen kommend seinen Boden betritt, vor Augen. Wer von Köln her mit der Bahn über Elberfeld nach Westfalen fährt, der schaut von der hoch am Gebirgshange sich hinziehenden Bahn in die Tiefe eines Tales, das in seiner Eigenart wohl fesseln kann mit seinen Wohnhäusern, Arbeitsstätten, ragenden Fabrikschornsteinen und dann wieder mit seinen Kornfeldern, Gärten, blinkenden Teichen, die den Lauf eines Fließchens, der Ennepe, bezeichnen. Eine andre Bahn kreuzt sich unten im Tal mit der Landstraße, und sieht man den jenseitigen Berghang hinauf, so verrät der Rauch einer Lokomotive, daß dort eine dritte Bahn den Weg durch die Berge sucht.¹⁾ Es ist ein Tal voll eifrigsten Schaffens, angestrengtester Arbeit, aber die Natur hat sich doch etwas von Frische und Schönheit bewahrt. Das Ennepetal hat von dem Fließchen seinen Namen. Ennepe aber weist in die graueste Vorzeit. Denn die Fluß- und Bachnamen auf apa, epe, ecke — lateinisch aqua — weisen zurück bis in die Zeit, in der die Völker des indogermanischen Sprachstammes sich noch nicht getrennt hatten.

Durch das Ennepetal geht der historische Weg vom heiligen Köln her in die Wälder Westfalens. Und hier war es, wo ein westfälischer Graf (Friedrich von Isenberg), den kölnischen Erzbischof Engelbert, seinen Oheim, erschlug. Die Gevelsberger Stiftskirche zeugt von jenem Unheilsjahre 1225 bis auf diesen Tag.

Dieses Ennepetal ist die porta Westfalica von Süden her. Es zeugt von alter Gewerbtätigkeit, die, weil sie alt ist, ihre Ausöhnung mit der Natur gefunden hat und in ein Land führt, das beides hat — Gewerbtätigkeit und Naturschönheit und das dazu altgeschichtlicher Boden ist.

Unders ist's mit jener porta Westfalica, die im eigentlichen Sinne diesen Namen trägt. Durch sie tritt ein in Westfalen, wer von Norden kommt. Es ist die Weserscharte, die der Strom sich mit Gewalt durchs Gebirge brach.²⁾ Steil ragt der eine Torpfeiler

¹⁾ Vgl. Berger, Harkort, S. 3 f.

²⁾ Vgl. Das malerische und das romantische Westfalen S. 8 ff.

in die Höhe, an seinem Fuße das Haus der uralten Herren zum Berge, Hausberge; anmutig neigt der andre Pfeiler der Weser sich zu und trägt das Denkmal, das die dankbare Provinz dem Heldenkaiser, dem Imperator triumphans, gesetzt hat. Nach Norden schaut der Blick in die unbegrenzte Ebene des norddeutschen Flachlandes, nach Süden breitet sich Minden-Ravensberg mit seinen Höfen und Kämpfen, mit dem frommen Sinn seiner Bewohner. Und lautlos ziehen die Schiffe auf der glitzernden Weser mit weißen Segeln zu Tal der uralten Bischofsstadt Minden zu. Geschichtliche Überlieferung grüßt auch hier auf Schritt und Tritt. Aber es ist nicht so sehr strenge Geschichte als gemüthvolle Sage. Wittekind, der Westfalenheld, lebt hier in getreuer Überlieferung. Jener westliche Torpfeiler mit dem Kaiserdenkmal ist der Wittekindsborg; auf seiner Höhe nach Bergkirchen hin ist der Quell, den sein Roß aus dem Boden stampfte, als er in schweren Zweifeln, welcher Glaube der rechte sei, ein Zeichen von Gott begehrte; dabei erstand dann die Bergkirche. Hier lebt Wittekind noch in der Menschen Gedenken, wie ihn ein alter Chronist beschreibt: Wittekind, der König der Sachsen, ein Mann an Geistes- und Körperkraft weit über Menschenmaß.¹⁾ Das ist alles schön, ehrfürchtig, sinnig wie es ravensbergische Art ist. Man entbehrt nicht, daß jene Spuren industrieller Tätigkeit fehlen, wie sie der Märker in seinem Ennepertale mitten in die Schönheit der Berge hineingebaut hat.

Es gibt noch manchen andern Eingang in Westfalen: erwähnt sei nur noch einer. Diese dritte Porta ist kein anmutiges Tal und hat keine Berge zu Torpfeilern, ist vielmehr breitgestrecktes, flaches Land. Wer von Duisburg her über die Emscher fährt, merkt nicht, daß er die Grenze überschreitet. Er sieht nichts als Fabrikshornsteine, Hochöfen, Zechen, hastende Menschen. Er tritt in eine Werkstatt, in der nur die Arbeit gilt, und die langen Rauchfahnen der Schornsteine verdunkeln die Sonne. Hier ist nicht die Hauptsache, was die Oberfläche der Erde bietet —: sie bietet bald nichts mehr als dürrer Sand, tote Heide; aber in ihren Tiefen ruht der Schatz, der diesem Lande sein Gepräge gibt — die Kohle. Und doch — der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er

¹⁾ Nortbert, Vita Bennonis, S. 15, Kap. 3: Widikindus, rex Saxonum, vir animi, ut dicitur, et corporis viribus pene homines excedens.

kann nicht anders, mitten in dem Lärm der Arbeit muß er träumen von tiefer, stiller Ruhe, von einem Reiche des Friedens. Ist es denn wirklich nur ein Märchen — das vom Himmel und einem seligen Zukunftsreiche? Und dort steigen schon die Türme von Münster auf und sagen von einem Versuche, das Gottesreich, das Reich allgemeiner Glückseligkeit schon auf Erden mit Gewalt aufzurichten, und hätten wohl auch dem heutigen Geschlecht allerlei zu sagen.

So ist es auch hier ein Besonderes, das den in Westfalen Eintretenden empfängt, es ist das Land der Gegensätze, und die Gegensätze sind tief verankert im Wesen seiner Bewohner. Es ist eine Werkstätte verzehrender Arbeit, wie es in Deutschland kaum eine zweite gibt: die Sorge um die Gegenwart steht alles mit sich fortreißend im Vordergrunde. Und doch weben uralte Erinnerungen um Berg und Tal und locken, sich träumerisch in die Vergangenheit zu versenken; ja — und doch gibt's hier eine stille Versonnenheit, von der es gilt: „Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister, sie liegen wartend unter dünner Decke,“ und doch ist aufrichtige Frömmigkeit bei beiden Konfessionen altes Erbgut. Hier ist Kraft und Treue und starker Wille, hier Männlichkeit und Grad Sinn, hier ist Weltaufgeschlossenheit und praktisches Erfassen der kleinen Aufgaben des täglichen Lebens und doch wieder heilige Verborgenheit in Gott. Sei gegrüßt, du Land der Väter.

Die ländliche Bevölkerung bewahrt wie überall, so auch hier den Stammescharakter am treuesten. Sie selbst aber wird charakterisiert durch das bekannte System der Einzelhöfe. Zwar ist es längst nicht so, als ob es in Westfalen nicht auch Gebiete mit geschlossenen Dörfern gäbe, wo die Grundstücke in einzelnen Gewannen zerstreut in der Dorfflur liegen. Die sogenannten Gewanddörfer finden sich besonders am Hellwege zwischen Lippe und Ruhr. Aber im allgemeinen wird die westfälische Landschaft durch das System der Einzelhöfe bestimmt.

Nach bekannter Hypothese¹⁾ rührt das Einzelhoffsystem von den Kelten her, die durch die Germanen aus ihren Sitzen vertrieben, den Eroberern Haus und Hof überlassen mußten. Dagegen rührten die Gewanddörfer von den Marsen her, die sich

¹⁾ Meißens, vgl. Schotte, Festschrift 1909, S. 334 f.

einst zwischen Sigambren und Bruktern drängten und ihre heimische Art mitbrachten. Aber diese Hypothese schwebt in der Luft. Die Verschiedenart der Siedlungsart ist bedingt durch die Verschiedenheit besonders der Bodenbeschaffenheit, aber auch des Klimas. In dem ganzen Küstenstrich von den Marschen Frieslands bis nach Nordfrankreich sowie in dem den regenbringenden Westwinden geöffneten, durch Bergketten abgeschlossenen Münsterlande waren die Verhältnisse für Körnerbau ungünstig, um so günstiger für Weidewirtschaft. Letztere beansprucht mehr Raum als der Körnerbau. So war es auf gutem Boden bei Körnerbau möglich, daß sich um den Haupthof die jüngern Söhne ansiedelten und ein Dorf bildeten. Bei durchgeführter Weidewirtschaft aber mußten sie den Hof dem Bruder lassen und selbst ihr Glück wo anders suchen. Daher die überaus starke Auswanderung aus Westfalen im Mittelalter und die Besiedlung der weiten Gebiete zwischen Elbe und Oder bis weit nach dem Osten hin. Werner Rolewink (*de laude Saxoniae*) kann nicht Worte genug finden, wenn er von der Wanderlust der Westfalen redet.

Daß die Einzelsiedlung besondern Einfluß auf das Wesen der Landbevölkerung haben muß, ist klar. Niemand hat das schöner ausgesprochen als Goethe, wenn er seinen Egmont von den unter ähnlichen Bedingungen lebenden Blamen sagen läßt¹⁾: „Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, wert, Gottes Boden zu betreten, ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutrauen, zu verdienen, leicht zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.“

Die soziale Stellung der bäuerlichen Bevölkerung war eine sehr verschiedene, auch im Wechsel der Zeit manchem Wechsel unterworfen. Die verständnisvolle Einwirkung der Landesherrschaft mußte von großer Bedeutung sein. Die klevisch-märkischen Herzöge führten immer ein mildes Regiment, ihre großen Erben und Nachfolger an der Krone, die Hohenzollern, haben sich unvergeßliche Verdienste um den Bauernstand, zumal der Mark und der Soester Börde, erworben, dem sie nicht bloß die persönliche Freiheit, sondern auch ein gewisses Eigentumsverhältnis an den

¹⁾ Ausgabe 1828, Bd. 8, S. 261 f.

Höfen zusprachen und verbürgten. Die frühere Gutsuntertänigkeit machte einem Pachtverhältnis Platz, mit dem nur dingliche Verpflichtungen, aber keine persönliche Abhängigkeit verbunden war. Es sind die sogenannten Lebensgewinnhöfe. Auf ihnen saß ein urwüchsiges Geschlecht unter strohgedecktem Dach, umrauscht von mächtigen Eichen, das alte Erbe treu bewahrend. Immermann hat im „Hoffschulzen“ sein Bild gezeichnet. Aber lange zuvor hat schon Werner Rolevink, der selbst von solchem Schulzenhose stammte und nun Mönch im Karthäuserkloster zu Köln war, in seinem Buche „vom Lobe Altsachsens“ (S. 129) diese Schulzen gerühmt: „Ich habe viele von jenen Meyern gekannt, die man jetzt (Ende des 15. Jahrh.) mit anderm Namen Schulden nennt, wiewol ihre Frauen noch allgemein Meijerske (majoricae) genannt werden. Ich weiß, daß sie vortreffliche Höfe besitzen, mit Töchtern von Adelligen (domicelli) Ehen eingehen, Gericht halten kraft ererbten Rechtes und alles haben, was einem angesehenen Weltleben zukommt.“

Rolevink spricht von den Zuständen im Münsterlande. Hier blieb auch später wohl ein patriarchalisches Verhältnis, wengleich man hier auch die eigentliche Hörigkeit kannte, wie auch in Minden-Ravensberg. Eigentliche Leibeigenschaft gab es wohl nur im Stift Paderborn, das überhaupt am Ende des 18. Jahrhunderts am verwarlostesten war. Übrigens hat die Gutsuntertänigkeit die Teilung der Höfe verhindert, man sagte: „Frei Gut kommt nicht an die dritte Brut.“ Gewiß ist, daß auf dem Bauernstand Kraft, Bestand und Hoffnung der deutschen Gegenwart und Zukunft beruht:

Solange noch die Eichen wachsen
in alter Kraft um Hof und Haus,
so lange stirbt in Niedersachsen
die alte Stammesart nicht aus.

Neben dem Ackerbau hat es von alten Zeiten her auch immer eine gewisse Gewerbtätigkeit gegeben. Es sei ganz von der gewerblichen Tätigkeit abgesehen, wie sie in den Ämtern“ (Zünften) der alten Städte betrieben wurde. Es handelt sich hier um die Gewinnung der Bodenschätze in größerm Maße, also von Salz, Kohle, Eisen. Die Gewinnung des Salzes wird am frühesten erwähnt, und zwar ist es ein arabischer Schriftsteller, von dem sie

erwähnt wird.¹⁾ Er sagt: „Schuschit (Soest) ist ein Kastell im Lande der Slaven. Dort gibt es eine salzige Quelle, während es sonst durchaus kein Salz in dortiger Gegend gibt. Wenn die Leute Salz brauchen, nehmen sie von dem Wasser dieser Quelle, füllen damit die Kessel, stellen sie in einen Ofen aus Steinen und machen darunter ein großes Feuer an; so wird es dick und trübe. Dann läßt man es, bis es kalt wird, und es wird festes und weißes Salz.“ Diese Nachricht stammt aus dem 10. Jahrhundert.²⁾ Zur Zeit Kaiser Ottos des Großen (973) kamen Gesandte aus Afrika, ihm Geschenke darzubringen und blieben eine Zeitlang bei ihm.³⁾ Ob der sogenannte „Trinkbecher Wittekinds“ aus dem Kirchenschatz zu Enger vielleicht zu diesen Geschenken gehörte? Seine Inschrift könnte darauf hinweisen.⁴⁾ Jener arabische Bericht nennt auch Paderborn in der Nähe des Kastells Schuschit, so daß kein Zweifel sein kann, daß unter Schuschit die Stadt Soest zu verstehen ist. Dieses Salzwasser gebrauchte man auch zu Bade- und Heilzwecken. Im Jahre 1319 war der Abt Burchard von Liesborn „Kurgast“ in Soest.⁵⁾ Der Salzgehalt verdünnte sich allmählich, wahrscheinlich durch Zutritt von Süßwasserquellen. Im Jahre 1651 ist er im Streit mit der brandenburgischen Regierung von den Sassendorfer Salzbeerbten zugeschüttet und der Soestbach darüber geleitet. Von seiner frühern Bedeutung aber spricht noch, daß er der Stadt ihren Namen gab.⁶⁾

Außer Soest und Sassendorf gab es noch eine große Reihe von Salzquellen in Westfalen. Es sei nur Königsborn erwähnt, weil hier 1797—99 die erste Dampfmaschine Westdeutschlands aufgestellt wurde, die allgemeine Bewunderung hervorrief. Der aufgeklärte Jöllenbecker Pastor Schwager ließ sie sich 1800 zeigen, und berichtet darüber:⁷⁾ „Mit Staunen sahen wir das große imponierende Werk menschlicher Erfindung. In solchen Augenblicken

¹⁾ Vgl. Qazwinis Athar al bilad, herausgegeben von Georg Jakob. Berlin 1896, Mayer und Müller, S. 45.

²⁾ Rübel, Reichshöfe 1901, S. 34.

³⁾ Widukind, res gestae Saxon. S. 105 und Qazwini a. a. O. S. 8 ff.

⁴⁾ Jahresbericht des ravensb. histor. Vereins 1902, 16, S. 45 ff. Vgl. dazu Hagedorn, Ravensb. Kirchengesch. S. 31.

⁵⁾ Nordhoff, Malerei in Soest S. 114 Anm.

⁶⁾ Meister, Festschrift S. 407. 411 Sodsaten. — ⁷⁾ Rheinreise S. 45.

wird mir der Mensch heilig und ich steige auf ihm als auf einer Leiter zum Allerheiligsten empor und verhülle mein Angesicht.“¹⁾

Die Kohlen traten an manchen Orten der Grafschaft Mark offen zutage. Daher ist ihr Verbrauch sicher uralt. Die älteste Nachricht aber stammt aus den Jahren 1302 und 1319.²⁾ Doch schätzte man die Kohle zunächst nicht sehr, ihr Abbau war noch nicht Regel. Bis 1737 fand völliger Raubbau statt; erst dieses Jahr brachte eine Bergordnung und ein Bergamt. Im Jahre 1755 zählte man in der ganzen Mark eine Belegschaft von 688 Bergleuten, darunter 75 Fremde. Der Vertrieb der Kohlen stand in den ersten Anfängen. Die „Kohltreiber“ übernahmen die Kohlen direkt aus der Förderung, und transportierten die Kohlenfäcke auf dem Rücken ihrer Pferde weiter ins Land, zumal ins gebirgige Süderland.³⁾ Um 1800 zählte man etwa 1500 Bergarbeiter, die Förderung stieg auf 200 000 Tonnen. Laut erscholl die Warnung, bei solcher Steigerung würden die Kohlenlager bald erschöpft sein. Seit 1841, als das die Kohlenlager bedeckende Mergelgebirge durchbrochen wurde, trat der moderne Abbau erst eigentlich in Kraft. Im Jahre 1850 hatte die Mark 175 Zechen mit 7000 Bergleuten und einer Förderung von über eine Million Tonnen; acht Jahre später schon über 18 000 Bergleute und fast 2 Millionen Tonnen Förderungen.

Was die Eisenindustrie betrifft, so ist ihr westfälisches Kernland, die Grafschaft Mark, seit alters das Land, „wo der Märker Eisen rekt.“ Alte Ortsnamen, wie Iserlohn, bezeugen sie. Schriftliche Urkunden setzen seit dem 13. Jahrhundert ein. Die Zollrollen der hanfischen Kontore reden 1252 von westfälischen Sensen. Die Lüdenscheider Sensenfabrikation ist die älteste, die Iserlohner Panzerzunft gilt 1443 als uralt. Das Zunftstatut der Stahl schmiede von Breckerfeld ist von 1463. Für das Alter dieser Gewerbtätigkeit spricht wohl auch der Aberglaube, der sich damit verband und von dem H. Wilken in seinem „Christlich Bedenken von Zauberei“ (S. 80) aus seiner Heimat (Neuenrade) erzählt: „Ein Teufels Sakrament ist die Glücksrute, die etliche Berghawer brauchen, die Erzgänge

1) Vgl. Witten, Jahrbuch 1913, Bd. 28, S. 112 f.

2) Meister, Festschrift S. 437.

3) Berger, Harkort S. 59.

damit zu erfinden. Schneiden von eine Haselstauden ein einjährig, zweizindig Zweiglin am Karfreitag, Sprechen ein zauberischen Segen darüber. Gehen damit auf die Berge und an die Derter, da sie meinen, daß Erz sey. Wo sich inen dann die rute in Händen ummdreiet, da ist erz unden." Bekanntlich fand sich auch schon im Ribelungenhort eine Wünschelrute (B. 1124): Der Wunsch der lac dar under, von Golde ein Rütelin.

Neuerdings ist die westfälische Industrie ins Riesengroße gewachsen. Einige Zahlen mögen das beweisen. Das industrielle Kernland Westfalens ist die Grafschaft Mark. Sie hatte 1818 etwas mehr als 200 000 Einwohner und 1918 etwa zwei Millionen. Ihre Städte wuchsen aus kleinen Dörflern zu Großstädten. Die jüngste Großstadt Wanne zählte 1878 erst 265 Einwohner, das mit ihm verbundene Cickel hatte 1830 schon 541 Seelen. Jetzt hat Wanne über 100 000 Einwohner. Gelsenkirchen wurde schon 1876 zur Stadt und hatte 1902 erst 37 000 Einwohner, im Jahre 1905 aber 147 000. Die Bevölkerung aber setzt sich zusammen aus Zugewanderten aus aller Herren Länder. Im Jahre 1905 waren in der Mark fast 85 000 Polen, wozu 12 000 Masuren und Kassuben kamen, davon lebten im Landkreis Dortmund allein 20 000. Es gibt Landgemeinden, in denen 25 % Polen sind. Dazu kamen im Jahre 1900 fast 5000 Italiener und entsprechend Wenden, Tschechen, Ungarn, Mähren, Kroaten.

Ebenso ist die Mischung der Konfessionen eine starke. Während die Mark 1878 noch 73 % Evangelische hatte, waren es 1905 nur noch 58 % gegen 40 % Katholiken.

Diese Provinz Westfalen mit ihrem riesigen industriellen Wachstum, mit ihren über 4 Millionen Einwohnern, ihren alten und jungen Städten und ihrer hochbedeutsamen Landwirtschaft ist offenbar eins der allerwertvollsten Gebiete des Deutschen Reiches, ein Kernland, wie nicht viele andre. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß es erst neuerdings die Anerkennung findet, die es verdient.

Es ist allgemeiner deutscher Brauch, daß die Nachbarn in gegenseitigem Spott sich gegeneinander zu behaupten versuchen. Es ist das eine Äußerung deutschen Humors, die billig zu ertragen ist. So hat jede Landschaft ihr Abdera, also eine Stadt, die die Zielscheibe freundnachbarlichen Spottes ist. In Westfalen ist es Beckum: „Beckumer Anschläge“ und „der Beckumer Pütt“ sind be-

rühmt im Lande. Aber auch die Landschaften und Stämme zeigen gern auf Kosten der Nachbarn die Schärfe ihres Wizes. Bekannt ist, was von den Schwaben gesagt wird. Es soll damit keineswegs über die Fähigkeiten dieses geistvollsten deutschen Stammes abgeurteilt, sondern nur auf die grübelnde Verjonnenheit hingewiesen werden, die ihm eignet. Vielleicht ist aber auch richtig, daß solch Spott ein letztes Überbleibsel aus früherer geschichtlicher Vergangenheit ist, in der sich das Selbstgefühl der andern nur durch Spott gegen das politische Übergewicht zu behaupten wußte. So ist vielleicht der Schwabenspott die Reaktion des deutschen Partikularismus gegenüber dem Stamm, der unter den Staufern die Herrschaft über das Reich besaß und seitdem die Reichssturmfahne trug.

Auch mit Westfalen hat sich freundnachbarliche Gesinnung immer gern befaßt. Wohl aus ähnlichen Gründen, denn die westfälische Hand mochte in der Hanja wie in der Feme oft hart lasten. Es ist noch harmlos, wenn man am Rhein über den rüstigen Appetit der Westfalen lächelt. Jostes hat im Trachtenbuch (S. 111 ff.) eine Fülle solcher Urteile zusammengestellt. Das älteste, das er im „Länder- und Völkerspigel“ gefunden hat, lautet:

Abscondit Westfalia res secreta, quieta

est satis ipsa tenax, ibi regnat femina pulchra.

Abseits hält sich Westfalen und freut sich verborgener Ruhe,
 treu hängt am Alten das Volk, und es herrscht dort weibliche
 Schönheit.

Weniger schmeichelhaft ist ein altes, deutsch-lateinisches Verslein, das in verschiedener Fassung, am vollständigsten von Jostes¹⁾ überliefert wird:

Hospitium vile

groß Brot, dünn Bair, lange Mile

sunt in Westfalia,

si non vis credere, lop da.

Offenbar trägt das Wort in seinem Halblatein das Gepräge jener alten Scholaren an sich, die ehemals die deutschen Landstraßen belebten, um von einer Schule zur andern zu ziehen. Landfermann²⁾ knüpft an das Latein seine Antwort auf den Spott,

¹⁾ a. a. O. S. 112. Vgl. Nordhoff, Haus, Hof Mark 1889 S. 6 u. a.

²⁾ Erinnerungen aus seinem Leben S. 119.

wenn er sagt: das Wort ist offenbar von Römern erdacht aus Rache dafür, daß die Westfalen in der Varusschlacht die Schulden Deutschlands an sie auszahlten. Übrigens sagt man auch den Schwaben „Grob Brot, dünn Bier, lange Stunden“ nach.¹⁾

Wider allen Spott darf Westfalen sich auf das Wort Rolevinds berufen, das er voll Stolz auf seine westfälische Heimat in sein Buch *de laude Saxoniae* schrieb (S. 16): *Westfalia terra non vinifera sed virifera*, Westfalen ist das Land, das nicht Reben, aber Recken hervorbringt.

Mit dem männlichen Charakter mag zusammenhängen, daß die Westfalen oftmals im Rufe der Grobheit stehen. Auch das bezeugt schon Rolevink (S. 167): *Westfalones quanto sunt grossiores, tanto sunt nobiliores*, je gröber sie sind, desto vornehmer sind sie. Aber auch die Brüder vom gemeinsamen Leben machten ihre Erfahrungen. Sie klagten:²⁾ *de groven ende unbesnedenen Westfalen en konden nit entpfangen oetmödigen Geist*. Und doch birgt sich unter rauher Schale ein weicher Kern: Jene Brüder haben nirgends eine solche verständnisvolle Aufnahme gefunden wie gerade in Westfalen, das ihre zweite Heimat wurde. Und hat man die Westfalen gern mit starren Eichen verglichen, die keinerlei Sentimentalität fähig sind, so hat H. Heine von ihnen gesungen, „wenn sie die Hand dir reichen, dann weinen sie wie sentimentale Eichen.“ Sicher folgt aus ihrem männlichen Charakter ihre kriegerische Tapferkeit. Widukind von Korvey, dessen *res gestae Saxonicae* oft wie das Lied eines der alten Volksdichter anmuten, sagt (S. 11): *aliam causam nullam Saxonibus esse scias, nisi vincere velle aut certe vivere nolle* anderes kennen die Sachsen nicht als siegen oder sterben; und wiederum (S. 14): *certare scio, fugere ignoro nec valeo*, zu streiten weiß ich, zu fliehen verstehe und vermag ich nicht. Das ist dasselbe, was die Märker in Altena 1916 an ihre Hindenburg-Gestalt geschrieben:

Eisen reck ik
Eisen treck ik.
Eisenfaße holl ik stand
mit eisern Fuß am Baderland.

¹⁾ Löffler, *Zeitschr. des Vereins für westf. Volkskunde*, 1907, Jahrg. 4, S. 162.

²⁾ Löffler, *Zeitschr. für Altert. und Gesch.* 74, S. 233.

Und das meinte Blücher, als er die westfälischen Regimenter 1815 in Lüttich begrüßte: „Da seid Ihr, Kerls von Eisen.“

Diese männliche Art ist in der Bedrängnis nicht leicht verzagt, bleibt ihrer selbst und ihrer Kraft gewiß und dauert aus bis zu bessern Zeiten. Daher rühmt Krolewink an den Westfalen das *mysterium patientiae* das Geheimnis der Geduld. Aber die Geduld, die er rühmt, ist nicht willenloses Geschehenlassen, sondern Kraft und Freudeigkeit zur Tat. Er ruft aus: *o praeclara virtus patientiae*, o herrliche Tugend der Geduld.

Freilich auch die Tugenden haben ihre Schatten: der seiner Kraft bewußte Mann geht gern eigene Wege. Er entzieht sich dem Aufgehen in der Masse, ist Individualist, pflegt nicht gerade den Geist der Gemeinschaft, vereinzelt sich, ist Einspänner, der nur einer von ihm als berechtigt anerkannten Autorität sich beugt. Es sei auf die oben besprochenen Einzelhöfe Westfalens verwiesen. Das ist, was Bismarck meinte, wenn er sagte: die Westfalen und die Schwaben sind die reinsten deutschen Stämme und darum eigentlich unregierbar. Das Wort enthält nicht die ganze Wahrheit, aber doch den Wahrheitskern, den das alte Wort ausspricht: *Saxones duci volunt, non cogi*, die Altachsen wollen geführt, aber nicht vergewaltigt werden.¹⁾

Zu einer Einführung in Land und Leute Westfalens zumal der älteren Zeit gehört endlich eine Übersicht über den Bestand der mittelalterlichen Kirche.

Westfalen war kein einheitliches Kirchengebiet. Ein Teil gehörte zu dem erzbischöflichen Sprengel von Mainz (Bistum Paderborn, wie Siegen und Witgenstein), während die übrigen westfälischen Bistümer Münster, Osnabrück, Minden dem kölnischen Erzstift als Suffragane unterstanden. Dazu gab es westfälische Gebiete wie das Herzogtum Westfalen und das Best Recklinghausen, die unmittelbar zu Köln gehörten. Allerdings waren die erzbischöflichen Kirchenprovinzen keine lebendige Gemeinschaften: im Mittelalter hat Köln denn auch dem Stift Paderborn näher gestanden als seinen eignen Suffraganen, ja es war 1415 nahe daran, dieses Stift sich ganz einzuverleiben. Im Jahre 1536 ist allerdings, im Drange der Zeit, noch einmal eine Synode in Köln

¹⁾ Olearius, Niederſachſ I, S. 97.

abgehalten, an der die Suffraganbischöfe teilnahmen.¹⁾ Sonst hört man nicht viel von Synoden. Dennoch ist Köln um seines kirchlichen und kulturellen Übergewichts willen in ganz Westfalen als „de hillige Moderstadt“, die Hauptstadt angesehen worden.

Die Gebiete der genannten alten Bistümer liegen freilich nicht ganz innerhalb der heutigen Grenzen Westfalens. Das sogenannte Niederstift Münster (Meppen, Kloppenburg, Bechta) gehört zur Provinz Hannover oder zu Oldenburg, vom Bistum Osnabrück gehören nur Tecklenburg, Amt Reckenberg und einzelne ravensbergische Kirchspiele zu Westfalen, ebenso von Minden nur der Teil, der das alte Territorium des Stifts bildete. Die Diözese Minden hatte sich nach Norden bis Hermannsburg in der Lüneburger Heide erstreckt und die Stadt Hannover eingeschlossen. Von Paderborn gehört außer einigen ravensbergischen Kirchspielen wieder nur das alte Territorium zur Provinz. Auch Lippe-Detmold unterstand in kirchlichen Dingen dem Paderborner Bischof.

Die Bistümer zerlegen sich in Archidiaconate, die um so höheres Interesse beanspruchen, als ihre Grenzen sich vielfach mit denen alter Gaue decken. Auf die Archidiaconen gingen wichtige Teile des bischöflichen Amtes über. So bezahlen die Bischöfe den Glanz ihrer reichsfürstlichen Stellung mit dem Verlust ihrer kirchlichen Bedeutung. Die Archidiaconen sind nicht bischöfliche Beamte, sondern eignen Rechts und nennen sich daher *Dei gratia*, von Gottes Gnaden. Da die Archidiaconate zumeist mit Domherrenstellen oder doch Stiftspropsteien verbunden sind, denen die Wahl des Bischofs zustand, mußten sie in gewissem Sinne dem Bischof ebenbürtig erscheinen. Dazu hatten sie das „Sendrecht“ d. h. die Befugung, Überwachung und Visitation der Geistlichen, so daß sie die Hauptträger des kirchlichen Lebens waren. Die Dekane stehen an der Spitze einer *decania*, *decanatus* oder *christianitas*, kleinerer Bezirke innerhalb des Archidiaconats. Doch haben sie kein eignes Recht, werden vom Bischof oder Archidiacon ernannt, auch wohl von Pfarrern gewählt oder vom Landesherrn bestellt, wie der des Dekanats Wattenscheid vom märkischen Grafen.²⁾ Der Umfang des Dekanats war nicht ganz fest: es konnten Pfarreien hinzugefügt oder abgetrennt werden.

¹⁾ Barrentrapp, Hermann von Wied S. 73 f.

²⁾ Rothert, Kirchengeschichte der Mark S. 40.

Die Zahl der Pfarreien mehrte sich mit der steigenden Bevölkerung. Von den ältesten Zeiten her galt der Bischof als der eigentliche Parochus, dem alles kirchliche Eigen seines Stifts zustand, auch der allmählich sich mehrenden Kirchspiele. Die neuen Pfarrkirchen waren wohl meist erst nur Kapellen. Dieser Name rührt her von der cappa, dem Priestergewande des heil. Martin von Tours, das als siegverheißende Reliquie von den fränkischen Königen mit in den Krieg genommen wurde und dessen Hüter cappellani hießen, die in der cappella das teuere Gut verwahrten.¹⁾ Später wurden den Kapellen die Rechte der ecclesia baptismalis beigelegt und sie damit zur Pfarrkirche erhoben.

Das war besonders der Fall bei den sogenannten Eigenkirchen.²⁾ Hatte schon in heidnischer Zeit der Hausvater das Recht, priesterliche Funktionen für sich und die Seinen auszuüben, so erbauten nach der Christianisierung vielfach vornehme Laien auf ihrem Grundbesitz und zu eigenem Besten kirchliche Gebäude und stellten Geistliche an. Diese Grundherren blieben zunächst volle Eigentümer der Kirchen, später verblähte das Recht des Eigentums zum Patronatsrecht. Immer waren auch die Eigenkirchen zunächst nur Kapellen oder Oratorien.

Darüber, wie die Kapellen zu Pfarrkirchen wurden, sind wir im allgemeinen kaum unterrichtet. Daher sei aus Land und Stadt je ein Beispiel erwähnt. Der Ursprung der Kapelle in Sassendorf bei Soest verliert sich im Dunkel. Gewiß ist nur, daß sie dem Kirchspiel Lohne angehörte.³⁾

In der unruhigen Zeit des Jahres 1313 — es ist das Todesjahr des deutschen Kaisers Heinrich von Luxemburg — stand der kölnische Erzbischof Heinrich von Birneburg mit einem Heere bei Soest, der damaligen Hauptstadt des kölnischen Westfalens, und zwar in Sassendorf. Hier siegelte er zwei Urkunden.⁴⁾ Die eine ist vom 18. April 1313 datiert, die andre aus demselben Jahre, aber ohne Angabe des Monatsdatums. Das Verhältnis beider Urkunden zueinander ist nicht klar ausgesprochen. Die Urkunde vom 18. April ist bei weitem kürzer als die andre und scheint

¹⁾ Werminghoff, Geschichte der deutschen Kirchen S. 13 ff.

²⁾ Vgl. Werminghoff a. a. O. S. 24.

³⁾ Vgl. Meister in Jubiläumsschrift Mark S. 408.

⁴⁾ Seiberth, U.-B. II, 553 und 554.

die frühere zu sein, wie sie denn auch bei Seibertz voransteht. Sie sagt aber auch, daß die Kirche errichtet und das eigne Begräbniß zugestanden sei und fügt das Taufrecht hinzu. Die zweite faßt alle Zugeständnisse zusammen: Das einer Kapelle, baptisterium, cymiterim und den Empfang aller Sakramente nebst einer Schule, und ist eben als Zusammenfassung jünger.

Beide Urkunden sind lehrreich nach verschiedenen Seiten.

Als Gründe für die Ausparrung Sassendorfs aus Lohne werden in der ersten Urkunde angegeben: die Volksmenge und die Entfernung von Lohne (*populi multitudo et parochialis ecclesie ab eadem villa in Sassendorfi distancia*); auch in der zweiten Urkunde wird die Entfernung betont (*vie prolixitas et locorum distancia*). Daher komme es, daß häufig (*multociens*) die Leichenbegängnisse von Feinden überfallen und die Gefangenen in Banden gelegt und gehalten würden zum Schaden ihres Vermögens und ihrer Gesundheit. Denn sie wohnten in der Mitte einer verkommenen Bevölkerung (*in medio perverse nationis*). Nun aber beträgt die Entfernung Sassendorfs von Lohne etwa 20 Minuten. Beide Dörfer liegen also in unmittelbarer Nachbarschaft und jedenfalls viel näher beieinander als etwa die Dörfer des weit ausgedehnten Kirchspiels Dinker. Die *distancia locorum* und die *prolixitas vie* kann also nicht das ausschlaggebende Moment gewesen sein. Wenigstens ist nicht einzusehen, warum sie hier Ausschlag gaben und in Dinker nicht.

Wollte man sagen, daß in Lohne und Sassendorf eine *per-versa natio* wohne, so ist dem entgegenzuhalten, daß der Erzbischof Konrad im Jahr 1257 in einer Urkunde sagt, daß die Güter des Soester Kapitels in *medio prave et perverse nationis* lägen. Damit wird daselbe Urteil über den ganzen Landstrich zwischen Lippe und Ruhr ausgesprochen, in dem die Güter des Kapitels lagen.¹⁾ Diese Verallgemeinerung trägt nicht dazu bei, es glaubwürdiger zu machen. Es handelt sich um einen vorgegebenen Grund, da man den eigentlichen nicht anführen will.

Gewiß ging in jenen Zeiten oft genug Gewalt vor Recht, zumal in Kriegszeiten, in denen der Feind auf den Kampf in entscheidenden Schlachten verzichtend, den Gegner dadurch

¹⁾ Seibertz, U.-B. I, 305 u. Westf. U.-B. VII, Nr. 956.

schädigte, daß er ihm sein Land verwüstete. Darauf führt der zweite Grund, der die Anlage eines Cymiteriums in Sassen-
dorf erforderte. Die zweite Urkunde führt aus: bei feindlichen
Überfällen hätten die Bewohner Sassen dorfs keine Zufluchtsstätte
(presidium aut refugium), wohin sie sich mit ihrer Habe retten
könnten; deshalb müßten sie dann wie verirrte Schafe umherirren.
Es sei eine Kirche mit cymiterium also notwendig.

Von hier aus ist die Anlage mancher Kirche auf der Anhöhe
zu verstehen, wie auch die uralten Befestigungsmauern, die solche
Kirche und Kirchhof umgeben. Immerhin setzt eine solche Anlage
voraus, daß das Dorf Einwohner hatte, die etwas zu ver-
lieren hatten und die imstande waren, sich in ihrem refugium
gegen Feinde mit Waffengewalt zu verteidigen.

Aber der Erzbischof weiß auch geistliche Gründe heran-
zuziehen, die eine Errichtung von Kirche und Kirchspiel erfordern.
Er beruft sich auf sein Hirtenamt (officium pastorale), das ihn
zur Fürsorge für seine Schäflein zwingt (erste Urkunde) er sei ihr
debitor (zweite Urkunde) und schulde ihnen seinen Schutz und
Schirm. Doch tritt diese Begründung wenig hervor.

Der eigentliche Grund scheint indes mit dem allen nicht genannt
zu sein. In Sassen dorf gab es seit alters ein Salzwerk. Eine
domus salina in Sassen dorf wird um 1170 zuerst erwähnt.¹⁾
Erzbischof Philipp I. schenkt an das Walburgiskloster zu Soest
diese domus. Später erscheinen die Salzbeerbten von Sassen dorf
als eine vornehme Körperschaft: sie haben das Patronat über die
Kirche noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Über ihr
Recht gibt ein Statut von 1350 Auskunft.²⁾ Darnach bilden die
erblichen Besitzer der fünf „Sode“ mit ihren 49 Salzhäusern eine
abgeschlossene „Burengemeinde“. Sie nennen sich Buren oder la-
teinisch burgenses, nach der altertümlichen Vorstellung,
daß „nichts scheide den Bürger und Bauern als der Zaun und
die Mauer.“ Sie haben „Raitlüde“, die sich auf dem „Burhuse“
versammeln, an deren Spitze der Burrichter steht. Sie nehmen
keinen in ihre Genossenschaft auf, der nicht „echt“ und frei geboren
ist. Ihre Gesellschaft nennt sich die „Burschopp. In der ersten

¹⁾ Seiberz, U.-B. I, Nr. 80.

²⁾ Seiberz U.-B. II, Nr. 720. Vgl. dazu Barthold, Gesch. Soests
S. 199 ff.

Hälfte des 15. Jahrhunderts lassen sie sich in der nahen Stadt nieder, wo sie bald das Patriziat bilden. Nun aber nennt auch die erste Urkunde die „Burschaf“ ausdrücklich und sagt ihr die Benutzung der vorgenannten neuen kirchlichen Einrichtung zu. Es unterliegt keinem Zweifel, daß gerade auf ihr Andringen die Vervollständigung und Loslösung des Kirchspiels Sassendorfs erfolgt sein wird. Es handelt sich hier um Einrichtung einer Eigenkirche.

Erwähnt sei noch, daß der alten Pfarochie Lohne gewisse Rechte in Sassendorf bleiben. Der Pastor zu Lohne setzt den Pastor zu Sassendorf an, erhält also das Patronat, das später — wir wissen nicht, wann — an die Salzbeerbtten übergeht. Er kann aber auch das Pfarramt in Sassendorf selbst verwalten. Das neue Kirchspiel muß jährlich sechs Mark an die Mutterkirche zahlen und bleibt verpflichtet, die Baulasten in Lohne weiter mitzutragen. Erweist es sich darin säumig, so droht ihm die Exkommunikation. Endlich muß es ein geziemliches Pfarrhaus (*domus decens*) dem neuen Pfarrer anweisen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß alsbald mit Errichtung des Kirchspiels die Schule zum Unterricht der Kinder gestiftet wird.¹⁾

Die Errichtung neuer Kirchspiele geschah auf ähnliche Weise in den Städten, soweit sie einem Landesherrn zustanden. Über Soest sind wir am genauesten unterrichtet. Hier geschah die Neueinrichtung von sechs Kirchspielen auf einmal nach 1179.²⁾ Jedes Kirchspiel erhält als Pfarochialbezirk eine Hofe in der Stadt (nur bei dem alten Kirchspiel St. Petri bleiben zwei Hofen) und einige Dörfer außerhalb.³⁾ St. Pauli und St. Georg gehen leer aus und bleiben auf die Stadt beschränkt. Der Stiftskirche zu St. Patrokli und dem Kloster zu St. Walburgis wird eine Stellung über den Pfarrkirchen vorbehalten. Die Pastoren der letztern sollen an hohen Festtagen den Metten zu St. Patrokli bis zur sechsten

¹⁾ Für die Volkstümlichkeit des Sassendorfer Salzwassers spricht eine Bemerkung Demekens in seiner Kirchenordnung (Knodt S. 69). Er spottet der priesterlichen Weihungen, die an der Kreatur Gottes nichts ändern könnten: „lat se doch över des solten Waters to Sassendorpe so lange bannen, erorziseren und visenafen, dat et söte werde.“

²⁾ Seiberg, U.-B. I, Nr. 97.

³⁾ Rothert, Kirchengeschichte Mark S. 105 ff.

Lektion beiwohnen, zu Ostern und Pfingsten ein Kind aus ihrer Parochie in die Stiftskirche zur Taufe senden, auch an gewissen Sonntagen nicht selbst Prozession halten, sondern ihr Volk zum Münster führen, auch ihre Pfarren vom Propst zu St. Patrokli entgegennehmen. Im Jahre 1227 bestätigen päpstliche Kommissarien diese Überweisung der sechs Pfarren an das Patroklistift, indem sie ausdrücklich hinzufügen, daß der Stiftskirche St. Patrokli in Bezug auf die, die es wünschen, alle kirchlichen Handlungen vorbehalten werden; und es soll keiner der Plebane an den Pfarrkirchen dagegen auftreten oder öffentlich oder heimlich davon abraten dürfen. Auch die Gegenwart der Plebane bei den Festmetten in St. Patrokli wird noch einmal ausdrücklich betont, ebenso das Patronat des Propstes über die Pfarrkirchen. Dabei wird doch die eigentliche Archidiaconalgewalt dem Dompropst zu Köln noch vorbehalten. Bei dieser Gelegenheit werden auch die ersten Plebane an den neuen Pfarrkirchen, und zwar in der heute noch geltenden Reihenfolge genannt. Die Urkunde schließt wie nach Vollbringung eines großen Werkes feliciter amen.¹⁾

In Wirklichkeit gestaltete sich die Sache so, daß die Stiftsherren die eigentlichen Pfarrer waren, sich aber Bizekuraten hielten, die den Pfarrdienst an den einzelnen Kirchen versahen. Es ist der bekannte Übelstand, der nicht auszurotten war.

Zu verkennen aber ist nicht, wie einheitlich das Kirchenwesen der Stadt, die man soeben in sechs Parochien zerlegte, organisiert blieb. Die sechs Pfarrkirchen sahen einhellig die Stiftskirche als ihre mater an, der sie als filiae ihre bestimmte Huldigung darzubringen hatten. Der Propst zu St. Patrokli hatte die Besetzung der Pfarren; die Pfarrer waren seine Stiftsherren. Hier war kirchliche Leitung und in guten Zeiten auch kirchlicher Gehorsam.

So erhoben sich in Stadt und Land die Kirchen, auch in kleinen Städten nicht selten überreichlich. Die heutige Zeit lebt in der Hauptsache noch von den Kirchen, die das Mittelalter ihr hinterlassen hat. Man nehme dazu die klösterlichen Niederlassungen — auf dem Lande die „Feldklöster“ der Benediktiner, Zisterzienser

¹⁾ Seibertz, U.-B. I, Nr. 184 und Westf. U.-A. V, Nr. 342; Regest ebenda VII, 293.

und Prämonstratenser, in den Städten die zahlreichen Klöster der Bettelorden — ein jedes mit Kirche oder doch Kapelle. Man denke weiter an die zahllosen Altäre und Altarstiftungen in den Kirchen mit ihren Priestern, Vikaren, Kaplänen, an den Reichtum und die Schönheit kirchlicher Gottesdienste, in denen doch auch der Predigt Raum gegönnt war. Man vergegenwärtige sich den Bestand des kirchlichen Wesens, den im einzelnen aufzuführen, hier unmöglich erscheint; dann gewinnt man den Eindruck eines feindurchdachten, überaus machtvollen Organismus, der seines Zwecks nicht fehlen konnte, wenn der rechte Geist ihn belebte. Was war doch aus jenem hölzernen Kirchlein geworden, das als erstes im Sachsenlande einst Suitbert über dem großen Teiche von Soest gebaut hatte? Eine Organisation, die bis in die entlegenste Hütte im Waldesdickicht der Berge und Heiden reichte, die die Geister beherrschte, indem sie ihnen gab, was sie bedurften, eine Macht, die allen kulturellen Fortschritt in sich trug, ohne die es weder Kunst noch Wissenschaft gab, und durch die gerade die deutsche Seele fand, was sie suchen muß, so lange sie atmet, einen gnädigen Gott.

Der Heliand.

Das altfächfische Hohelied auf deutsche Mannentreue.

Von Professor D. H. Rothert-Münster.

Es ist kaum nötig, auf Wert und Bedeutung dieses deutsch-christlichen Epos hinzuweisen, die allen Gebildeten deutscher Zunge bekannt sind. Es wird hier vielmehr alles das vorausgesetzt, was im allgemeinen über unsre altfächfische Evangelienharmonie geschrieben ist, seit Schmeller 1832 das Gedicht selbst und Vilmar 1862 seine grundlegenden Schriften darüber veröffentlichten.¹⁾ Hier soll nur auf zweierlei eingegangen werden: es soll zuerst untersucht werden, ob man nicht aus den Quellen und besonders aus dem Gedicht selbst etwas Genaueres über Person und Heimat des Sängers erschließen kann als bisher bekannt ist, also mit welchem Rechte wir den Heliand „das altfächfische Hohelied“ nennen; zum andern soll die Bedeutung des Liedes für deutsche Art, wie sie im besondern in deutscher Mannentreue sich zeigt, dargelegt werden.

1. Die Person und Heimat des Sängers.

Der bekannte lutherische Theologe Flacius hat in seinem Catalogus,²⁾ in dem er die vorreformatorischen Zeugen der evangelischen Wahrheit zusammenstellt, eine scheinbar uralte Nachricht über die Person des Sängers gebracht. Er überschreibt sie Präfatio (in librum antiquum lingua Saxonica conscriptum). Er fügt ihr

¹⁾ Vgl. Vilmar, Deutsche Altertümer im Heliand, Marburg 1862, Elwert, und seine Literaturgeschichte; ferner Köne, Übersetzung und Erklärung des Heliand, Münster 1855, Theissing; die Ausgabe von Heyne, die Veröffentlichungen Middendorfs in Zeitschr. für Gesch. u. A. Bd. 22, S. 224 ff.; Jostes, Heimat des Helianddichters, Münster 1912, Ashendorf; Sievers in Realenzyklopädie Bd. 7, S. 617; ferner die Übersetzungen von Simrock — auch als Kriegsausgabe mit Illustrationen erschienen — und von Paul Hermann, Reklam-Ausgabe, Leipzig, Literaturgeschichte u. a.

²⁾ Testium veritatis vgl. Ausgabe von 1608 liber IX, S. 1035 f.

noch einige Verse hinzu, die auch die Person des Dichters betreffen (Versus de poeta et interprete hujus codicis). Diese Verse müssen offenbar seiner Handschrift des Heliand beigelegt gewesen sein. Zu bedauern ist, daß er in seinem Catalogus nicht schon einen Abdruck des Heliand hat stattfinden lassen. Dem Illyrier war die niederdeutsche Sprache wohl unverständlich.

Um so mehr ist zu begrüßen, daß er die lateinisch geschriebene Präfatio und die Verse erhielt und überlieferte.

Die Präfatio enthält augenscheinlich eine doppelte Tradition über den Dichter und die Abfassung des Liedes. Nach der einen ist er ein sächsischer Mann, der bei den Seinen für einen berühmten Sänger galt (quidam vir de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur), Er geht nach erhaltenem Auftrag alsbald ans Werk (ad opus statim se contulit). Nach der andern Tradition, die den Schluß der Einleitung bildet, muß der Sänger, da er bisher dieser Kunst ganz unkundig ist, im Traum daran erinnert werden.

Auch lautet der Auftrag nach der einen Tradition dahin, daß er das Alte und Neue Testament in Gedichtform ins Deutsche übertrage, nach der andern soll er die Gebote des heiligen Gesetzes in ein deutsches Lied verwandeln.

In den „Versen“ aber wird diese zweite Tradition weiter ausgeführt. Hier wird nicht ein Sänger, sondern ein Ackersmann als Dichter bezeichnet. In weit ausgepönnener Schilderung wird er in seiner landwirtschaftlichen Betätigung vorgeführt und darin glücklich gepriesen, weil er hier allem Neide entgeht und die Ruhe des Gemüts leicht bewahrt. Ihn ruft nun, als er schlafumfungen ruht, eine himmlische Stimme und erteilt ihm den dichterischen Auftrag. Als bald ist, der zuvor ein Ackersmann war, ein Dichter recht von Gottes Gnaden.

Qui prius agricola, mox et fuit ille poeta.
Metrica post docta dictavit carmina lingua.
Cooperat a prima nascentis origine mundi
venit ad adventum Christi, qui sanguine mundum
faucibus eripuit tetri miseratus Averni.

Offenbar enthalten diese Verse legendarische Zutaten und poetische Ausschmückungen, die der Bewunderung des gelungenen Werkes ihre Entstehung verdanken. Die Präfatio wird zuverlässiger

sein. Vor allem hat ihre Angabe, daß der Dichter das Alte wie das Neue Testament bearbeitet habe, sich glänzend durch einen vor kurzem gemachten Fund bestätigt. Hatte Sievers (1874) geschlossen, daß eine Bearbeitung des Alten Testaments da sein müsse, so hat Zangemeister Bruchstücke davon in der Vatikanischen Bibliothek (1894) gefunden. Ebenso entspricht die weitere Charakterisierung des Liedes durch die Präfation den Tatsachen. Sie gibt durchaus richtig als Zweck des Liedes an, es solle nicht bloß den Gebildeten (*litteratis*), sondern auch den Ungebildeten (*illiteratis*) die Kenntnis der heiligen Geschichte vermitteln. Und mit Recht urteilt sie ferner, daß das Lied seinen hohen Ruhm verdiene. Auch schildert sie zutreffend seine Art, daß es bei voller Treue gegen die geschichtliche Wahrheit verstehe, die großen Zusammenhänge darzustellen und in einem erbaulichen Stile gehalten sei (*mystico sensu*).

So würde auch die Angabe der Präfation, daß der Dichter ein Volksänger gewesen sei, mehr Glauben verdienen als die des lateinischen Gedichts vom Ackersmann. Hier legt der „Heliand“ selber Zeugnis ab: er zeugt von der Kunst eines gewohnheitsmäßigen Volksängers.

Ob man aber den *vates* oder den *agricola* annimmt, immer würde der Dichter des Heliand ein Laie sein und nicht ein Kleriker. Der Heliand würde dann ein Beweis für die Schnelligkeit sein, mit der das Sachsenvolk mit dem Christenglauben eins wurde. In der Tat sprechen noch andre Zeichen für einen Laien als Verfasser. So die deutsche Sprache des Gedichts, während einem Kleriker die lateinische Sprache näher lag. Indessen auch der „Crist“ Otfrieds ist deutsch. Ferner spricht für den Laien, ja für den *vates* der Gebrauch des „Stabreims“, der bis auf den heutigen Tag volkstümlich ist. Man denke nur an Luthers Bibelübersetzung, etwa an Psalm 86, 11: Weise mir, Herr, deinen Weg, daß ich wandle in deiner Wahrheit. Auch die immer wiederkehrenden epischen Formeln: So gifrag'n ik = so erfuhr ich forschend.¹⁾ Ok mag ik ju gitellian = ich will euch erzählen.²⁾ Die Möglichkeit, daß ein Laie der Dichter war, ist auch deswegen

1) Heyne, Ausgabe des Heliand B. 288 u. a. D.

2) Heyne B. 3620.

nicht zu bestreiten, weil das Lätianische Diatessaron, eine Zusammenstellung der evangelischen Berichte, das der Dichter benutzte, schon 823 in Fulda ins Deutsche übersezt war.¹⁾

Dennoch weht durch das ganze Gedicht so sehr christliche Luft, das Christentum ist dem Dichter so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, auch verrät sich überall eine so tief dringende Heils- und Wahrheitserkenntnis, daß man vor einem Rätsel stände, wollte man nicht annehmen, daß der Dichter den intensivsten Unterricht im Glauben erhalten habe, wie er zu jener Zeit wohl nur möglich war, wenn jemand in ganz christlicher Umgebung, das heißt, in einem Kloster aufwuchs. Es scheint demnach kaum etwas anders denkbar, als daß der Dichter ein Kleriker war. Man wird den Eindruck trotz allem nicht los, daß hier ein christlich gebildeter Kleriker redet. Und der Eindruck trägt nicht.

Damit ist über die engere Heimat des Dichters nichts entschieden. Sie zu bestimmen, beruft man sich auf allerlei Grammatikalisches. So weiß Röne (S. 332) mit Bestimmtheit: „der Verfasser des Heliand ist ein Münsterländer.“ Aber er vergißt, daß das Originalmanuskript des Gedichts nicht vorhanden ist und rechnet nicht mit Eigenmächtigkeit der Abschreiber. Zufälligkeiten, von denen man nicht weiß, ob sie dem Verfasser oder dem Abschreiber zuzuschreiben sind, entscheiden nichts. Es ist die Frage, ob man nicht aus dem unbestrittenen Eigentum des Dichters, also aus dem Inhalte des Liedes, etwas über seine Heimat erschließen kann.

Den Weg hat, soviel zu sehen, Jostes zuerst beschritten. Er weist auf die poetische Kraft und die offenbare Vorliebe, mit der der Dichter das Seeleben schildert. Ihm schließen wir uns in dem Folgenden an. Es muß eigne Erfahrung zugrunde liegen, wenn der Dichter Strom und Sturm, Wind und Wetter, das wilde Meer darstellt, über das der Meister dahinschreitet, und das er mit einem Worte bändigt. Hier schlägt des Dichters Herz. Dazu führt der Dichter das Meer auch in solche Worte des Herrn ein, in denen es in der Heiligen Schrift nicht genannt ist. Er sieht es eben immer vor Augen. Matth. 7, 24 ff. vergleicht Christus den, der sein Wort hört, einem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen baut und den, der es nicht tut, einem törichtem, der es es auf

¹⁾ Hauck, Kirchengesch. II, S. 664.

Sand baut. Hier ist nicht vom Meer die Rede. Der Heliand aber sieht den ersten sein Haus hoch oben auf hohem Felsufer über dem Meer bauen, „wo der Wind nicht kann, noch Woge und Wasserstrom Verderben wirken,“¹⁾ der andre aber baut sein Haus „in den Sand am Wasser,“ wo „der Westwind und der Wogen Strom und die Wellen der See es zerschlagen.“ „Nicht mag ihm Sand und Grand,“ über die das Meer ungehemmt strömt, wider den Seesturm nützen. Das Haus wird in der Flut zertrümmert. Denn es steht nicht auf fester Erde.²⁾

Und wenn der Herr mit seinen Jüngern aus dem Ostjordanlande nach Bethanien geht, wird dem Dichter der schmale Jordanfluß zum Meer; er läßt den Gottessohn „über die Flut fahren.“³⁾ Die Sintflut wird ihm zur Springflut, die mit wirbelnden Wogen die Welt verschlingt.⁴⁾

Nun ist die deutsche Nordseeküste nur an einer verhältnismäßig schmalen Stelle von Sachsen bewohnt, während sonst die Friesen sie einnehmen: es ist das Gebiet an der Elbmündung. Jostes möchte also hier die Heimat des Heliandsängers annehmen, der ja ein Sachse sein muß.

Er hat später diese Annahme geändert. Zwar an einer Meeresküste hält er fest; aber er findet, daß die Schilderung der Küste im „Heliand“ sich nicht mit der Küste Nordalbingiens deckt. Helgoland scheidet als friesisch aus. Da sind nirgend steile Klippen, Felsen, an denen die Wogen zerschellen, überall nur Sand, auf dem sie zerrinnen. Und noch eins ist da nicht: Matth. 5, 13 redet Christus von dem dummen Salz, das hinausgeschüttet und von den Leuten zertreten wird. Der Heliand führt uns an eine Küste, an der aus dem Seewasser Salz gewonnen wird; dort liegt es dann wohl verschüttet im Sande des Ufers und die Menschen zertreten es.⁵⁾ An der deutschen Nordseeküste ist niemals Salz aus dem Meerwasser gewonnen. Der wolkenbedeckte Himmel schließt alle Einwirkung der Sonne auf Verdunstung des Wassers aus. Das aber war die damalige primitive Art der Salz-

1) Heyne B. 1812.

2) Heyne B. 1820 ff.

3) Heyne B. 1410.

4) Heyne B. 4364: mid lagostromun eigentlich Meerflut.

5) Heyne B. 1370 ff.

gewinnung: sie rechnete immer mit Verdunstung aus Salzwasser. Sie fand sich an der Küste Nordfrankreichs, von wo noch spät die Baienflotten der Hanfa Salz holten. Und eben hier ist auch ein Gebiet, das von Sachsen erobert und besiedelt war. Sie gaben ihm auch den Namen „Sachsenküste“ (litus saxonicum).

Könnte man annehmen, daß ein Sachse von diesem litus saxonicum der Sänger wäre, dann lösten sich auch andre Rätsel, die jetzt unlösbar erscheinen. So kennt der „Heliand“ Steuerverhältnisse, die für das fränkische Gallien gelten — Kopfsteuer, Brausteuer — aber nicht für Sachsen, wo man nur den Zehnten kannte.¹⁾ Auch finden sich Fremdwörter im „Heliand“, die aus der romanischen Volkssprache stammen, aber in dem eben unterworfenen Sachsen unbekannt sein mußten.²⁾ Und nun glaubt Jostes darauf hinweisen zu können, daß in der Nähe dieses sächsischen Landes Corbie liegt, und daß man sicher annehmen könne, daß hier auch sächsische Mönche aus dem litus gewesen seien, die als Dichter in Frage kommen könnten, zumal Corbie in enger Beziehung zum Sachsenlande stand.

Gab es sächsisch sprechende Mönche in Corbie, dann sind sie gewiß unter den sacerdotes bone spei gewesen, die Karl der Große nach Sachsen sandte.³⁾ Aber leider sind wir ganz und gar nicht darüber unterrichtet, daß aus dem litus gebürtige Sachsen in Corbie gewesen seien. Daher schwebt jene Annahme in der Luft. Dennoch ist an Corbie festzuhalten.

Wir wissen nämlich, daß Karl der Große Geiseln, die jungen Söhne sächsischer Edlen und geeignete Gefangene in fränkischen Klöstern unterbrachte zu dem ausgesprochenen Zwecke, sie als Missionare auszubilden und dann in ihre Heimat zurückzusenden. Eine große Anzahl solcher Zöglinge kam nach Corbie; ja einen von ihnen kennen wir mit Namen: es ist Theodrad, Sohn eines sächsischen Edlen aus dem Solling an der Weser.⁴⁾ Theodrad ist es, der den ersten Anlaß zur Stiftung des Klosters Korvey an der Weser gibt, das alsbald ein blühender Sitz christlicher Kultur wird.

¹⁾ Jostes S. 13.

²⁾ Infern = Hölle B. 1490 u. a. Vgl. Jostes 24.

³⁾ Translatio St. Viti, S. A. bei Stentrup S. 30.

⁴⁾ Translatio St. Viti a. a. O. S. 30 f.

Wenn diese jungen Sachsen jahrelang in Corbie als Klosterinsassen weilten, mußten sie mit dem Zustande der neuen Heimat vertraut werden. Sie lernten bei der Nähe des Meeres die Küste, Seefahrt, Salzgewinnung, die Steuerverhältnisse kennen. Sie gingen ganz und gar in den christlichen Geist ein; sie wurden gefestigt in kirchlichen Anschauungen, gefördert in kirchlicher Wissenschaft und vor allem erfüllt — wie nahe liegt anzunehmen — mit glühender Begeisterung für die Mission. Denn das war doch das Ziel ihrer Ausbildung, daß sie als Missionare in ihrer Heimat den Christenglauben in die Herzen pflanzen sollten. Sie haben ihrer Ausbildung auch keine Schande gemacht; denn gerade Korvey ist für die etwas spätere Zeit ein Sitz regster Missionstätigkeit, ein Brennpunkt christlichen Lebens, von wo die Strahlen in die Weite, bis hoch in den Norden leuchteten. Von hier ging bekanntlich Ansgar, der Apostel des Nordens, aus; und er war, wie in Corbie, so in Korvey Lehrer an der Klosterschule gewesen.

Wenn der Korveyer Abt Warin den Kaiser Ludwig den Frommen um Übertragung der cella Meppen bittet, so braucht die Bitte nicht aus dem Gedanken irdischer Vorteile hervorzugehen. Jedenfalls gewährt der Kaiser die Bitte, wie er sagt, damit der Abt und die Seinen um so erfolgreicher Gott und dem Herrn Christus dienen könnten und durch nichts in diesem Dienste gehindert würden. Gerade in diesem Nordlande hielt sich das Heidentum lange: ein Enkel Widukinds, Walthert, pilgert zu dem ausgesprochenen Zwecke nach Rom, um Reliquien zu gewinnen, durch deren Wunderkraft seine noch heidnischen Landsleute gewonnen würden. Er wohnte aber in diesem Nordlande.¹⁾ Auf diese Sachsen mag's insonderheit passen, was von „steinernen Herzen“²⁾ gesagt wird.

Hier ist auch an die mancherlei Kirchen mit korveyschen Patrocini (St. Vitus, St. Dionysius) zu erinnern, die in dieser Frühzeit im Ravensbergischen, im Münsterlande wie im Osnabrücker Bistum gestiftet sind (Preußisch Oldendorf, Rheine, St. Vit bei Wiedenbrück u. a.).

Zweierlei steht fest: Ludwig der Fromme hat Korvey im Missionsinteresse gegründet, und er war es auch, der nach der

¹⁾ Wilmans, Kaiserurk. I, 390 f.

²⁾ Saxea corda in vita Waltgeri, Wilmans, Kaiserurk. I, 489.

Präfatia jenem Vates den Auftrag zur Anfertigung des Heliand gab. Da liegt der Schluß nahe, daß das Lied und das Kloster zusammengehören: Corvey als Missionsanstalt ersten Ranges, das mit seinem Mutterkloster Altkorbie in engstem Zusammenhange und in Austausch seiner Insassen stand, und der Heliand, das Lied, das in dem Herzen seiner Missionare lebte.

Man sehe sich den Heliand einmal auf den Missionsgedanken an: brennender Missionseifer spricht sich überall in ihm aus. So viel zu sehen, ist darauf noch niemals hingewiesen, und doch beweist sie gerade, daß der Sänger des „Heliand“ in Zusammenhang mit jenen fränkischen Missionszentren gestanden haben muß; und wenn gerade Corbie unter seinen Insassen eine Art von sächsischer Kolonie besaß, die in jener Zeit namhaft war, dann ist der Schluß wohl nicht zu kühn, daß unter der altsächsischen Jugend, die in Corbie erzogen wurde und die in Missionseifer brannte, auch der sich befand, der im „Heliand“ seiner Missionsliebe freudigen und begeisterten Ausdruck gibt.

Er schärft die Pflicht der Mission ein. Er sagt (V. 1405 ff.) bei Anführung des bekannten Herrnworts (Matth. 5, 14): Niemand soll sein Licht vor den Leuten verbergen; er soll es hoch in den Saal setzen, daß es sehen können die Helden der Halle. So sollt ihr euer heilig Wort in diesem Lande vor den Leuten nicht verbergen, den Helden verhehlen, sondern es ausbreiten — das Gebot Gottes — daß alle Gebornen in diesem Lande es verstehen. Denn der Herr will holen die Heidenvölker¹⁾ in seinen Willen — der rettende Christ. Und dann ist's, als ob die jugendliche Schar in der Klosterschule zu Corbie, der er einst auch angehörte, vor dem Dichter erstände und der Lehrer, der das Herz seiner Schüler zu fassen wußte und die Worte selbst, die er dort gehört. Er schildert (V. 2466 ff.): der ist jung und klug, hat klaren Sinn, ist redegewandt und nimmt das Wort mit Freuden an; dann erwägt er, wie er den meintätigen, sündigen Mann bekehre, daß er auch zum Himmelskönige von Herzen sich wende. Und seine Lehre wird den Leuten zum Gewinn, und er selbst wird immer mehr ein Mann Gottes und trägt in seinem Herzen des Himmels Anteil, die herrlichste Wonne. „Über seid mit euern Lehren den Menschen

¹⁾ Hedina liudi V. 4169.

milde: Ungleich geartet ist der Helden Herz.“ Und immer mehr wandelt des Dichters Rede sich zu einer Art von Pastoraltheologie. Er wird ganz persönlich und tritt aus der epischen Ruhe des Sängers heraus und spricht (B. 2515): „ich kenne der Menschen Herz, die wankelmütige Weise der Menschen.“ Es ist aber das Gleichnis vom viererlei Acker, das so ausgedeutet wird, die rechte Seel-
sorge zu lehren.

Und wiederum ist's eine vollständige Missionspredigt, die an anderer und ganz unerwarteter Stelle sich findet. Es handelt sich um die Heilung der zwei Blinden am Tore von Jericho (B. 3589 ff.). Diese beiden bedeuten der Leute Kinder, der Menschen Geschlecht, wie sie der mächtige Gott im Anfang als zwei Eheleute erschuf. Von ihnen stammen alle die Geschlechter, die beständig kommen und gehen in fortgehendem Wechsel, wie der Mond immer abnimmt und zunimmt. Auf diesen Wechsel weist der Name der berühmten Burg Jericho, die ist nach dem Monde genannt.¹⁾ Und nun liegen alle kommenden und schwindenden Geschlechter in dunkler Nacht und sitzen an der Straße des Herrn im Tal des Todes, Jammer im Herzen, Hilfe heischend, bis Gott in den Mittelgarten sandte seinen Sohn, daß er das Licht erschlosse den Leuten, das ewige Leben, und käme, ein Heiland, zu Hilfe vom Himmelreich. Die aber das Licht von ihm empfangen, sollen dann tun, wie die Blinden taten, als er ihnen die Augen aufgetan für das ewig schöne Licht (sin sconia). „So hört, wie die Blinden taten: sie gehen mit dem Waltenden und verkünden sein Lob. Das sollen auch der Leute Kinder tun weithin über diese Welt.“ „Wer freilich Gottes Botschaft nicht will künden, noch mit der Lehre locken (B. 1375), dem wird der Waltende gram und der Mächtige zornig.“

Wir fassen zusammen. Der Sänger des Heliand war ein Aleriker, genauer ein Mönch. Aber er war aus Altsachsen, vielleicht von den Ufern der Weser. In Corbie war er zum Glaubensboten ausgebildet. Er hat in dem „Heliand“ einen unerseßlichen Dienst der Mission geleistet. In Neukorbie, also in Korvey an der Weser, diesem bedeutungsvollen Mittelpunkte christlichen Lebens und christlicher Kultur, im Kreise gleichgesinnter und gleichstrebender Genossen wird er gelebt haben.

¹⁾ Jericho = Mond- oder Lunaburg (Heubners Konkordanz).

In diesem Korvey aber stand man auch den Volksängern und Volksliedern keineswegs so ablehnend gegenüber, wie vielleicht in andern altchristlichen Kreisen jener Zeit. Ausdrücklich bezieht sich Widukind von Korvey darauf, daß er den Stoff seiner Sachsen-geschichte aus dem Munde der Volksänger habe.¹⁾ Hier konnte also eine Verbindung zwischen dem geistlichen Dichter und einem Volksänger sich knüpfen, auf Grund deren die Präfatio dann glaubte behaupten zu dürfen, ein nicht unberühmter Volksänger sei der Dichter.

Mit dem allen fällt freilich die bisherige Annahme dahin, daß das Gedicht dem Volke selbst gleichsam unmittelbar aus dem Herzen geflossen sei und daß es somit ein lautredendes Zeugnis für die überaus schnelle Christianisierung der Sachsen sei. Aber bestehen bleibt, daß es ein köstliches Zeugnis ist für die Auffassung der Person Christi, in der man ihn den Sachsen glaubte vertraut machen zu können: Christus der Gefolgsherr, dem die Christen als seine Gefolgsmannen sich in Treue hingeben, und bestehen bleibt auch, daß es ein Altsache war, der so von seinem Herrn sang und damit nicht bloß der heutigen Mission den Weg in das Herz heid-nischer Völker wies, sondern auch dem heutigen Deutschen den Weg zeigt, wie er mit jener einzigartigen Person, die an der Wende der Zeit steht, innerlich eins werden kann.

Es ist westfälische Kunst, die hier von westfälischer Art Zeug-nis gibt.

2. Das Hohelied von deutscher Mannentreue.

Jedes Volk ist eine Volkspersönlichkeit, von Gott so gewollt in ihrer Besonderheit, verschieden von andern in Anlage und Sinnes-art, Gabe und Aufgabe, Sitte und Sprache. Gott liebt nirgend in seiner Schöpfung die Einerleiheit, die tote Monotonie, sondern überall die Mannigfaltigkeit. Jedem Volke muß daher das Christentum so nahe gebracht werden, daß das ihm innerlich Ver-wandte im Vordergrunde der Verkündigung steht, daß das Christen-tum als Antwort erscheint auf etwas, das in ihm laut wird. Gewiß muß der Kern der Offenbarung derselbe bleiben, denn er stammt von Gott und ist für die ganze Menschheit bestimmt, aber

¹⁾ I, 23, S. 25 ut a mimis declamaretur.

die Anknüpfungen an die Volksart müssen je nach der Volksart andere sein. Das aber ist der gottgegebene Vorzug des deutschen Volkes, daß es in seiner angeborenen Art dem Evangelium Anknüpfungspunkte bot wie kein anderes. Daran wird durch den Umstand nichts geändert, daß das Salz dumm werden und Völker degenerieren können!

Wie sehr das alte Sachsenvolk der Predigt des Evangeliums Anschauungen, Begriffe, Worte bot, die nur auf Erfüllung mit christlichem Inhalt warteten, mögen einige kurze Hinweise zeigen.¹⁾ Im deutschen Glauben hieß Gott *metod* d. h. der messende, ordnende, der jedem sein Geschick zumißt; es steht zusammen (V. 128) mit *gimarkod*, das eine Mark, d. h. eine Grenze bestimmen heißt. Donar war der Gott, der durch den Hammerwurf die Grenze des Landbesitzes feststellte. Und so ist der *metod*, *gimarkod* *donar* ein Bild des Gottes, der das Weltregiment in seiner Hand hat, wie das Leben des einzelnen. Bekannt ist, daß dieses Gefühl der Abhängigkeit in völligen Fatalismus überging: die „Wurd“ ist ursprünglich eine der drei Nornen,²⁾ aber sie tritt auch allein hervor als die das Geschick der Menschen und Götter bestimmende Macht, als das *fatum*. Im Volksglauben hat sie sich wieder zurückentwickelt zur Schicksalsfrau und heißt romanisch *fata*, französisch *Fee*, entsprechend der deutschen *Idis*.³⁾ Als *Wurd* aber bleibt sie die Schicksalsmacht, von der man sich in fatalistischer Weise abhängig weiß. Das Gefühl unbedingter Abhängigkeit von einer göttlichen Macht wurzelte tief im Germanenherzen und tut sich kund in dem reindeutschen Brauch des Händefaltens beim Gebet⁴⁾ und mag wiedergefunden werden „in heiliger Scheu und Ehrfurcht vor dem Göttlichen.“ (Vgl. Goethe.) Nirgend wurzelt dieser Fatalismus noch heute tiefer als im unverfälschten westfälischen Wesen. Selbst die Engel tragen Züge germanischer Mythologie an sich, wenn sie im Federkleide (V. 5800) rauschenden Fluges auf den Wolken einherfahren.⁵⁾ Ebenso bekannt waren böse

1) Vgl. Bilmar, Deutsche Altertümer im „Heliand“.

2) *Wurd*, *Werdandi*, *Skult* = Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft vgl. Grimm, Mythologie S. 335 f.

3) Grimm, Mythologie S. 353.

4) Tacitus, Germania Kap. 39.

5) Vgl. Walküre.

Geister, (V. 3356: leda wihti, böse Wichter), wenn es auch einen Teufel im germanischen Glauben nicht gab.

Auch der Wortschatz der alten Sprache bot sich ohne Mühe als Träger der neuen Gedanken. Bezeichnend ist das Wort, in dem sich alles zusammenfaßt, was Gottes Liebe zur Rettung der Menschen ersann, das Wort: Heil. Es heißt zunächst nichts anders als unverwundet. Das aber bedeutete dem kampffrohen Germanen die Möglichkeit immer neuen Kampfes und Sieges. Darum wünschte man es sich gegenseitig im Gruß,¹⁾ auch beim Becher, den man als Opfer dem siegverleihenden Wodan darbrachte. Bekannt ist jene Klage des späteren römischen Dichters inter heils gothicum sei kein Dichten mehr möglich.²⁾ Der Gruß wird vom Heliand einfach übernommen. Der Engel grüßt bei der Verkündigung: Hel wis thu, Maria gegrüzet seist du, Maria, wie es schon beim Wifilas heißt: Hails thiudan judaeae = Begrüzet seist du Judenkönig. Das Wort entstammt dem Zeitwort helian = Verwundetes heilen und gibt so auch dem Namen Heliand erst den tiefsten Sinn.

Überall schaut deutsche Art hervor im Heliand. Die deutsche Lust am Gelage klingt fröhlich aus der Beschreibung der Hochzeit zu Kana (V. 2005 ff.). Da waren in Lust Leute beisammen, frohgemute Freunde. Schaffner schenken in Schalen, trugen reinen Wein mit Krügen und Kannen. Da ergriff seliger Traum, hochgestimmte Fröhlichkeit (drom) die Herzen.³⁾

Die deutsche Freude an der schönen Welt durchleuchtet das ganze Gedicht mit wonnigem Schein. Nirgends ist eine Spur von finstern Ernste, gar von Askese, die so undeutsch wie möglich und romanischen Ursprungs ist.⁴⁾ Wie bricht diese Freude aus der Bitte der Blinden von Jericho hervor. Sie bitten den Herrn, daß er die Augen ihnen auf tue für das Leuchten des Lichts, daß sie

¹⁾ Wilmar S. 88.

²⁾ Der Heilgruß ist inhaltreicher als das französische adieu, auch wohl als der neue „auf Wiedersehen“.

³⁾ Heyne, Glossar S. 177: Grundbedeutung des Wortes drom ist Treiben, Getriebe; das Treiben auf Erden = irdisches Leben; Treiben im Himmel = ewiges Leben, mit seinem Gegenstück in der Hölle; Treiben im Schlafe = phantastisches Getriebe, Traum.

⁴⁾ Wyckgram, Deutsches Volkstum II, 231; Hauck, Kirchengesch. II, 282.

der Leute Traum (liudi drom fröhliches Getriebe), den schönen Sonnenschein sehen könnten, die leuchtend-schöne Welt (wliti sconia wereld). Und der Waltende willfahrt, fortan sehen sie Licht und Leute (B. 3575 ff.). So heilte der Heiland alle Kranken und Krüppel und ließ die Blinden wieder erblicken das prächtige Licht, das ewig schöne (B. 2357, berehta lioht, sinsconi). Und wenn der Dichter vom Sommer spricht, dann ist er ihm warm und wonnesam (B. 4345). So ist heller Sonnenschein, leuchtende Freude über das Lied selbst ausgegossen.

Die deutsche Waffenfreudigkeit blüht auf im Ölgarten (B. 4865). Dem Petrus, dem schnellen Schwertdegen wallt auf sein Mut, kein Wort kann er sprechen, aber er springt hin vor seinen Herrn und sein Schwert fällt scharf auf den vordersten Feind und Blut springt aus der Wunde. Da floh das Volk vor des Beiles Biß. Es ist der Kampf Mann gegen Mann, wie er des Deutschen Freude war, der Zweikampf auf Leben und Tod — und es ist der Kampf für seinen Herrn!

Damit kommen wir an den Punkt, um den es hier vor allem geht und um deswillen der Heliand klingt wie ein hohes Lied echten deutschen Wesens — wir kommen zur deutschen Mannentreue.

Das Lied von der deutschen Treue klang durch alle vergangenen Jahrhunderte. Das war deutsch: ganz sein, was man war. Kein Zweifel, keinerlei innerliches Bedenken, keine noch so verborgne Falschheit, keine brüchige Stelle, kein Ton der Unechtheit sollte in dieser Treue sein, und nicht das Zaudern einer Sekunde, wenn sie ihren Mann forderte, sollte das goldne Metall herabwürdigen. Es ist die deutsche Treue, die aus dem Wappenspruch unsrer alten Grafschaft Mark hervorklang:

Vierecken Stein — wie er auch fällt —
sich immer auf ein Seiten stellt.

Es war aber die Treue zuerst gegen die Sippe, deren Glied man war, um die es sich handelte. Wie hoch die Sippe im Werte stand, bezeugen die vielen Verwandtschaftsbezeichnungen der alten Sprache, die feine Unterschiede in den allgemeinen Begriff der Verwandtschaft brachten. Wir haben das alles in der Hauptsache verloren und machen bei der französischen Sprache die kläglichen Anleihen der Onkel und Tanten.¹⁾ Wie hoch man die Sippen-

¹⁾ Wilmar S. 51 f., Schreiber, Mutter und Kind S. 123 ff.

zugehörigkeit stellte, dafür bringt der Heliand einen bemerkenswerten Belag. Christus gebietet Matth. 5, 27 ff. lieber den schweren Verlust eines Auges oder einer Hand auf sich zu nehmen, als daß man durch sie sich zum Argen verführen lasse. Sie war im Sinne der Juden, zu denen Christus sprach, durchschlagend, denen noch heute das körperliche Wohlsein in erster Linie steht. Dem Deutschen erschien diese Warnung nicht genug, denn er war körperliche Verstümmelungen als erprobter Schlachtengänger gewohnt. Er mahnt: die Seligkeit laß dir so wert sein, daß du auch dem Freunde, dem Sippengenossen nicht folgest, wenn er zum Falle reizt; und wäre der Blutsfreund durch das Band der Sippe noch so eng verbunden, wenn er zu Frevel verführen will, besser ist dann ihn von sich zu stoßen und allein aufzusteigen zum Himmelreiche (1490 ff. eno upstigan hoh himilriki). Von hier aus fällt ein Licht auf den Friesenkönig Radbod, der den Fuß aus dem Taufwasser zurückzieht, weil er drüben mit seinen Vorfahren zusammenbleiben will, und auf den innern Kampf Rüdigers, als er wider die Nibelungen fechten soll, aber auch auf den Mord Siegfrieds durch Hagen.

Die Sippe erweitert sich zum Volk. Auch für das Volk hat die alte Sprache viele Ausdrücke. Das Wort Volk steht in Zusammenhang mit „Gefolge“. ¹⁾ Das Volk ist das durch stärkste sittliche Bande an seinen Herrn gebundene Gefolge. In dem Worte thiod tritt mehr das natürliche Band gleicher Abstammung und Sprache hervor. Von ihm ist abgeleitet das Eigenschaftswort thiodisk = deutsch, das, wo es zuerst erscheint, mit Sprache verbunden ist, ²⁾ auch der Königsname thiudan. Das Wort thiod dient in Zusammensetzungen zur Verstärkung des Begriffs. So ist thiod quala = große Qual. Eigentlich ist's die Qual, die ein ganzes Volk fühlt. Und wenn der Kreuzestod Christi eine thiodquala genannt wird, so ist es die Qual, die der König leidet anstelle des Volks. Das Wort König hängt zusammen mit Künni = Geschlecht: in ihm vereinigen sich alle Vorfahren und Volksgenossen zu einem Geschlecht von gleicher Abstammung und gleicher Geschichte. Der König ist der Träger der Geschichte eines Volkes. Als drohtin ist er der Kriegsherr (driugan = Krieg führen; im Schwedischen

¹⁾ Bilmar S. 62 und Geisberg in Zeitschr. für Gesch. und A. Bd. 33, S. 74. — ²⁾ Vgl. Praefatio bei Flacius.

heißt die Königin noch heute drothning). Drohtin ist alter Beiname Wodans.

Zwischen Volk und König also besteht ein natürliches, ein sittliches und ein geschichtliches Treuverhältnis, das beide unlöslich aneinander bindet. Volk und König gehören zusammen wie Wurzel und Stamm. Ohne Wurzel kann der Stamm nicht bestehen, aber ohne Stamm verkommt die Wurzel. Die bezeichnendste königliche Eigenschaft ist die „Milde.“ Darum wird sie so gern dem göttlichen Könige der Welt beigelegt. In der deutschen Heldensage muß die heidnische Frau eines christlichen Königs in der „Milde des Herrn“ unterrichtet werden. Noch Luther sieht Gott als den großen König Himmels und der Erden, der seine „milde“ Hand aufstut. Er schiebt in den Dankspruch beim Essen (Ps. 145, 15 und 16) das Wort „milde“ ein, das im Bibeltext nicht steht. Valerius Herberger aber sieht die Milde vor allem am Kreuze: „wie du, Herr Christ, so milde dich hast geblut't zu Tod.“ Des Volkes Ehre aber ist, daß es seinem Könige „hold“ ist. Es soll nach alter deutscher Auffassung seinem Könige folgen, wohin er geht, und ihm so — mit uralt deutschem Wort — Treue leisten. Das Wort leisten führt sich ¹⁾ zurück auf ein Wort laists, das Ferse, Fuß und dann auch Fußspur bedeutet.²⁾ Sie ist auch im Heliand noch nicht verklungen, der also sagen will, das Volk soll seinem Könige treue Anhänglichkeit beweisen, indem es gleichsam an seinen Fersen haftet und in seinen Fußspuren einhergeht, es soll ihm seine Dienste leisten (vgl. B. 1631 ich sage euch, wie ihr meine Lehre leisten sollt). Es ist dasselbe, was schon Tacitus rühmt Germania cap. 14: illum (principem) defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriae ejus assignare praecipuum sacramentum est: die Germanen halten für ihre heiligste Verpflichtung, für ein großes Sakrament, ihren König zu verteidigen und zu schützen. Der tiefste „Herzdruck“ für sie (B. 4775: muod-thraka that he farlatan skal liobana herron, afgeban thena so godana), ist, daß sie verlassen sollen ihren lieben Herren, aufgeben den so guten. Es wäre uns nichts so lieb, als daß wir für unsern Herrn sterben dürften (B. 4865 for usamu drohtin dojan mostin).

¹⁾ Nach Vilmar S. 71 und Weigand I, 1092.

²⁾ Wir kennen diese Bedeutung noch, vgl. „über den Leisten schlagen.“

Das also ist die deutsche Auffassung für das Verhältnis von König und Volk: beide einander in Treue zugetan. Herr und Mann, König und Volk sind durch innerliche, sittliche Bande wie durch solche der Natur und der Geschichte verbunden, die kein Geschick zerreißen kann, die sie selber gar nicht lösen können. Jeder steht für den andern mit Leib und Leben.

Und das ist nun die eigentliche Aufgabe des Heliand: Christus in der vollen Glorie eines deutschen milden Königs darzustellen, der umgeben ist von seinem ihm bis in den Tod getreuen Gefolge.¹⁾ Um diesen strahlenden goldnen Kern lagert sich alles, was von deutscher Eigenart in Poesie, Sitte und Leben sonst noch in unserm Epos vorhanden ist. Christus wird zum deutschen König und erscheint dadurch in der höchsten Glorie, die der Deutsche kennt, als der Volkskönig, den nichts, aber auch gar nichts, nicht frecher Trotz, noch schamlose Heuchelei und blöde Feigheit, am wenigsten aber eigene Untreue aus dem Herzen seiner Getreuen reißen kann. Darum ist unser altfächsisches Lied das Hohelied von echt deutscher Mannentreue.

Als Volkskönig sammelt Christus sein Volk um sich auf jenem Berge Galiläas (V. 1217 ff.). Ihm zunächst auf dem Berge stehen die Getreuen, zwölf an der Zahl, um sie her lagert sich eine mächtige Menge. Von allen Enden kamen sie, auf weitesten Wegen. Er aber teilt das Recht seines Reiches unter sie aus, richtet sein Gesetz auf, sagt wie die Leute leben sollen, die seiner Lehre folgen. Eine große Volksversammlung ist's, die er hält, wie die alten Germanenkönige auf ihren März- oder Maifeldern Heerschau hielten über ihr Volk. Unter freiem Himmel im Lichte der Sonne saß der Landeshirt unter den Getreuen, und war ihnen hold in seinem Herzen und mild in seinem Gemüt und öffnete den Mund (V. 1285 ff.) und wies, welche unter den Menschen die wertesten wären seinem Vater. Und die Helden hörten den Herrn der Welt sagen das Gesetz Gottes den Menschensohnen (V. 1386).

Und wiederum ist das Volk um seinen Herrn versammelt, und er sagt ihnen im Gleichnis, wie der Himmels Herr Wehren werbe in seinen Weingarten (V. 3410 vgl. Matth. 20, 1 ff.). Und er wirbt sie in der Nacht und wirbt immer aufs neue, auch zur Nonne (te nonu) „das war die neunte Stunde des sommerlangen Tages“

¹⁾ Wilmar S. 72.

und endlich zur elften Stunde, als die Sonne zur Rüste (te sedle) ging. Zuletzt teilt der Amtmann die Miete, den Lohn aus. Die Milde des Königs erweist aber sich darin, daß sie auch denen, die den „Upweg“ erst spät fanden, denselben Lohn gönnt, wie den ersten.

Ist der König milde, so ist sein Volk ihm hold und erweist die Mannentreue. Thomas ist hier der Wortführer, der ausspricht, was sie alle fühlen (B. 3995 vgl. Joh. 11, 16): Dulden sollen wir mit unserm Könige. Das ist des Degens Ruhm, daß er bei seinem Fron (Herrn) fest stehe, sterbe mit ihm freiwillig. Tun wir alle so. Folgen wir ihm, wohin er uns führt. Lassen wir unser Leben wenig wert sein. Sterben wir mit unserm Kriegsherrn (drohtin), dann lebt noch lange nach uns unser Lob (guodword). Freilich der Gegensatz zur Treue, schänder Berrat, muß auch schon von diesem Volkskönig erduldet werden. Er muß es erleben, daß man um Geld ihn verrät. Dem Dichter aber ist der Berrat so undenkbar in seinem deutschen Gemüt, daß er keine Worte dafür hat. Er spricht vom Berrat des Judas nur im lapidarstil des biblischen Berichts. Andererseits bricht der Strom des Liedes hervor, wenn der Kriegsherr den Degen das Unerhörte ankündigt, daß einer von ihnen um Silber, für Geld und Gut ihn an die Feinde geben werde. Da begannen sie sorgenvoll zu sehen, der eine nach dem andern, Harm im Herzen. Er aber gibt den Bissen dem Judas. Da fahren böse Geister in ihn, leidige Teufel (wihti B. 4625), Satanas selber. So aber geschieht den Leuten, die ihren Herrn verlassen. (B. 4629: so is themo liudiu wê, the so undar thesumu himile skal herron wehslon). Sie werden zu Kindern des Teufels.

Die Verleugnung des Petrus wird nur durch die Vorbestimmung des Schicksals verständlich. Er hatte nicht Gewalt seiner Worte, es sollte so werden, wie es beschlossen, der des Menschengeschlechtes waltet in der Welt (B. 4980); der ließ Petrus sündigen, damit er wüßte, wie süß einem Manne, der Mein verübte, die Vergebung ist. Auch die andern Jünger, die schweigend ihren Herrn den Feinden lassen, handeln nach alter Weisagung (B. 4935), die ihre Feigheit erklären muß.

Je dunkler dieser Hintergrund der untreuen Jünger, desto heller hebt sich von ihm ab die lichte Gestalt des Gotteskindes, der

ein echter König, die Treue bewahrt. So wollten die Deutschen ihren Heiland haben und so zeigte ihn darum der Dichter ihnen. So predigte ihn die Kirche und so entwarf sich sein Bild in deutschen Herzen. So ist er durch die Jahrhunderte deutschen Christentums gegangen und ist immer neu wieder von deutschen Augen in der Gestalt angeschaut. So hat er auf die religiöse Entwicklung deutsch empfindender Männer immer wieder eingewirkt. Bilmar, der den „Heliand“ am besten und tiefsten verstand und ihn am Lebendigsten uns wieder nahe brachte, gesteht, daß diese deutsche Heilandsgestalt am stärksten auf ihn eingewirkt und aus den schalen Anschauungen des Rationalismus ihn herausgeführt habe.¹⁾ Und gerade auf Grund des „Heliand“ wagt er zu sagen: „das deutsche Volk ist der Wanderstab, an welchem das Evangelium über die Erde schreitet.“²⁾ Damit berührt er sich mit dem vielverhöhten Worte Geibels, daß am deutschen Wesen die Welt genesen solle.

Beide Worte sind aber von einem wirklich deutschen Volke gemeint, in dem der alte Bund zwischen Deutschtum und Christentum noch in Ehren steht und das sein Erstgeburtsrecht nicht in den Kot der Gassen wirft, das Recht, dem milden Himmelskönige hold und eigen sein zu dürfen. Ob es solches Volk noch heute gibt, ist mit menschlichen Augen nicht zu erkennen. Aus alter Zeit aber klingen ernste Stimmen herüber: der Mythus vom bösen Loki, der den blinden Hödur gegen den lichten Baldur sendet, die Sage vom grimmen Hagen, dem Sohne eines Dämonen, der Siegfried treulos erschlug, und manche geschichtliche Kunde von Untreue, Feigheit und Verrat; bange lauscht man in die Zeit hinaus: ist's nicht wieder der ewig Blinde, der am Werke ist? Gewiß ist, sobald Christus wieder als der wahrhaftige Himmelskönig vom deutschen Volke erkannt wird, wird es sich auch wieder zurückfinden zu seinem ur-eigensten Wesen. Wird unser Volk wieder ein christliches, wird es auch den Ehrennamen des deutschen Volkes wieder tragen dürfen, in dem am hellsten leuchtet der Edelstein deutscher Mannentreue.

Unvergessen aber soll es sein, daß es ein Westfale war, der dies Lied sang, und daß es nichts gibt, das diesem Hochgesang auf westfälische Art an die Seite zu stellen ist.

¹⁾ Hopf, Leben Bilmars I, 167. — ²⁾ Hopf a. a. O. I, 282.

Bücherschau.

Tiesmeyer, L.: Friedrich August Weihe, eine Prophetengestalt aus dem 18. Jahrhundert. Zugleich ein Trostbüchlein in schwerer Zeit. Bezeichnet von C. Tiesmeyer, Pastor prim. a. D. in Kassel. Gütersloh 1921, C. Bertelsmann. (168 S.) 12 M., geb. 18 M.

Das Buch wird mannigfach Anklang finden. Dafür bürgt der Gegenstand der Darstellung — Weihe ist in Minden-Ravensberg unvergessen — wie der Name des Verfassers, dessen letztes Vermächtnis es ist. Er, der selber noch ein Träger der Erweckungsbewegung des 19. Jahrh. war, kehrt im hohen Alter zu den Erinnerungen seiner Jugendzeit zurück, in der das Gedächtnis Weihe's noch lebendig fortwirkte. Tiesmeyer ist gern dem geistlichen Leben seiner Minden-Ravensbergischen Heimat nachgegangen. Zwar schreibt er auch in diesem seinem letzten Buche nicht als Historiker, der Quellen aufdeckt, sie kritisch prüft und sichtet, und der das Bild, das er zeichnet, in den größeren Rahmen der allgemeinen Entwicklung hineinstellt. Er schreibt als Erbauungs-Schriftsteller, dessen Zweck es ist, „wahres christliches Leben zu erwecken“ und der „in Weltliebe versunkene Menschenherzen veranlassen will, den einigen Trost im Leben und im Sterben zu ergreifen.“ (S. VIII.) Immerhin tritt klar heraus, daß Weihe es war, der mit seinem Dringen auf persönliches Gotteserlebnis den Pietismus nach Minden-Ravensberg brachte und damit ein neues Stadium der religiösen Entwicklung für dieses Gebiet heraufführte. Und wenn dieser Pietismus eine gesunde kirchliche Art sich bewahrte, so ist auch das Weihe zu verdanken.

Die Quellen, aus denen Tiesmeyer schöpft, werden von ihm S. VII aufgezählt. Von der Brieffsammlung kennt er nur die 2. Auflage; die 1. Auflage erschien schon 1774 und 1776 in zwei Bänden, 3. Auflage 1782. Die Gedichtsammlung, erschienen 1762, scheint er nicht zu kennen. Sie enthält als Anhang zehn Lieder von Hensen, Pastor zu Fischbeck. Ebenso ist ihm der Lebenslauf Weihe's, der bei der von Drekmann gehaltenen Gedächtnisrede verlesen wurde, unbekannt geblieben. Sind die Böhfelder Kirchenbücher schon einmal nach Spuren Weihe's durchforscht? Von Wert würde auch sein, wenn der Verf. die Beurteilung Weihe's durch die gleichzeitige Presse herangezogen hätte. Auch die Aufklärung erkannte sein Wirken an. Vgl. Westfälisches Magazin von 1786, 2. Teil, S. 41 f.

Das Buch enthält drei Illustrationen: das Bild des Verf., der Kirche und des Wirtschaftsgebäudes, das letztere wohl um der bekanntesten Inschrift willen. Als Druckfehler sei angemerkt, daß der Geburtsname seiner ersten Frau Menze war (S. 20).

Es ist ein schönes Zusammentreffen, daß das Lebensbild Weihe's, des Zeugen aus dem 18. Jahrhundert der 1919 von Rische herausgegebenen Biographie Volkenings (Gütersloh, C. Bertelsmann), des Lebenszeugen aus dem 19. Jahrhundert zur Seite tritt. Beide gehören zueinander. So darf ein Wort Volkenings über Weihe den Schluß machen (a. a. O. S. 225): „Möge Jung-Ravensberg nie die Fahrte der Alten a dato Weihe verlieren!“

Endlich sei der Wunsch ausgesprochen, daß endlich auch die Grasschaft Mark der Väter gedenke, die in ihr den Glauben pflanzten: bietet doch z. B. das Leben Forstmanns (Hemer) merkwürdige Parallelen zu dem Weihe's.

Arndt, Georg, Oberpf. em.: Das Reformationsjubiläum in vergangenen Jahrhunderten. Berlin, 1917, Verlag des Ev. Bundes. (46 S.) Mit Illustrationen.

Es handelt sich in dem Heftchen um die drei Reformationsjubiläen von 1617, 1717, 1817. Am unbekanntesten ist das von 1617, von dem

man unter dem Druck des „spanischen Schreckens“ in Westfalen auch wohl wenig oder gar nicht berührt wurde. Doch ist aus Arndt zu ersehen, daß es in andern lutherischen Gebieten gefeiert wurde. Bekannter ist das Jubiläum von 1717. In der auf 1817 bezüglichen Notiz (S. 29): „In der Grafschaft Mark mußte jeder der Pastoren ein Festgedicht verfassen, von denen das beste durch einen Schiedspruch ausgewählt wurde,“ sei bemerkt, daß vielmehr die Geistlichen, soweit sie „Trieb und Begeisterung fühlten,“ „eingeladen“ wurden, zur Feier eigne Poesien zu verfassen, aus denen die besten ausgesucht werden sollten, um gesungen zu werden. Das war schon schlimm genug! Das Heftchen kann zur allgemeinen Orientierung dienen und deshalb empfohlen werden.

† **Dökel**, weiland Pastor zu Bad-Essen: **Geschichtliche Mitteilungen über das Fürstentum Osnabrück**, besonders über das Kirchspiel (Bad-) Essen. Bad-Essen 1919, Franz Schlüter. (92 S.) 2,50 M.

Es sind Vorträge, die der verstorbene Pastor Dökel in seiner Gemeinde gehalten hat, die hier veröffentlicht werden. Diese Veröffentlichung wird nicht nur in der Gemeinde Essen, sondern weit darüber hinaus dankbar begrüßt werden. Die Vorträge beruhen, wie man bald sieht, auf eingehenden Studien, die den Verf. zu einem geschichtlichen Urteil befähigten. Was aber der Veröffentlichung ihren Wert für weitere Kreise gibt, ist, daß sie wirklich aus dem vorhandenen urkundlichen Material schöpft. Er versteht auch die alten Kirchenrechnungen zu lesen, an denen so leicht der Eifer ermüdet. Er kennt überhaupt sein Pfarrarchiv und dürfte darin vorbildlich sein. Wir wünschen dem Buche auch in unsern Kreisen Verbreitung, weil es aufmerksam macht auf allerlei, was man sonst leicht übersieht. Aber das Büchlein enthält auch sachlich Interessantes, zumal für unsere ravensbergischen Freunde.

Einige Irrtümer seien zurechtgestellt. War Osnabrück wirklich das erste Bistum auf sächsischem Boden, das Karl gründete? (S. 17). Der Name des osnabrückischen Reformators Bonnus hat mit dem lateinischen bonus nichts zu tun (S. 27), sondern ist die latinisierte Form für das deutsche van Bunne. Der Limberg war keine mindische, sondern eine ravensbergische Burg (S. 46). Vielleicht ist das Kuriosum in weitesten Kreisen unbekannt, daß in Luthers Hause in Wittenberg eine Zeitlang ein Kindermädchen aus Lintorf diente! (S. 30). Der Rintelner Professor, der gegen das Ende des 30jährigen Krieges das Evangelium für Osnabrück rettete, hieß Bisenius: er steht mit Recht neben dem ersten Reformator des Landes, Bonnus. Leider ist dem Verf. die wertvolle Schrift Dolle's, Lebensbeschreibung der Rintelner theologischen Professoren (Bückeburg 1751) unbekannt geblieben. Sie würde ihm noch wertvolles Material geboten haben.

Wir empfehlen das Buch unsern Freunden aufs beste.

Wöhrmann, Otto: Elisabeth von der Pfalz, Fürstäbtissin zu Herford 1667—1680. Herford 1921, Blaukreuzbuchhandlung. (72 S.)

Es ist ein rechtes Heimatbuch, das der Verf. uns gibt. Nicht bloß in Herford, sondern weit darüber hinaus, wird man dem Buche wärmstes Interesse entgegenbringen. Es beruht auf eingehenden Studien des einschläglichen Materials und stellt also auf sichern Boden. Er schildert die Äbtissin so, daß man einen lebenswarmen Eindruck von ihr erhält, zumal er reichlich aus ihren eignen Aufzeichnungen und Briefen schöpfen kann. Eine große Anzahl von Abbildungen dienen demselben Zweck. Wir empfehlen das Büchlein aufs wärmste. R.

Kirchengeschichte der Grafschaft Mark. Von Univ.-Professor D. H. Rothert. 10 M., geb. 18 M.

Reformationsgeschichte der Grafschaft Mark. Zur Erinnerung an die 300jähr. Verbindung der Mark mit Brandenburg-Preußen. Von Pfarrer Ewald Dresbach. 12 M., geb. 20 M.

Die religiösen Bewegungen im 18. Jahrhundert und die evangelische Kirche in Westfalen und am Niederrhein. Von Heinrich W. zur Nieden. 4 M. geb. 9 M.

Reformationsgeschichte der Stadt Herford. Mit Anhang: Die Herforder Kirchenordnung von 1532. Von Prof. Dr. L. Hölscher. 2,40 M.

Zur Kirchengeschichte der „ehrenreichen“ Stadt Soest. Von D. H. Rothert. 4 M., geb. 8 M.

Die Kirche zu Hagen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte der Grafschaft Mark. Von Pfr. Heinrich W. zur Nieden. 4 M., geb. 9 M.

Sagen aus Westfalen. Herausgegeben von einem Ausschuß des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. Illustriert von A. Busch, Breslau. Geb. 9 M.

Sachsentrog. Eine Erzählung aus den Tagen Herzog Widukinds. Von Dietrich Darenberg. Mit Bildern. Geb. 10 M.

Geschichten aus Minden-Ravensberg. Von Sup. B. Volkening. 2 Bände. Brosch. 4 M., geb. 10 M.

B. Volkening war ein Meister in der Kunst des Erzählens. „Westfälischer Pumpernickel, kraftvoll und urgesund!“

Jahrbuch des Vereins für die evangelische Kirchengeschichte Westfalens. Herausgeg. von Univ.-Prof. D. H. Rothert. 23. Jahrgang 1921. Preis 5,50 M.

Inhalt: Woher kommt es, daß die alt-evangelische Kirche Ravensbergs konsistorial verfaßt war, während die der Mark sich in ihren Synoden selbst regierte? Von Prof. D. H. Rothert. — Aktenstücke aus dem Kirchenarchiv zu Delwig, Synode Unna. Von Pfarrer Bornscheuer. — Die Pfarrstellen der Grafschaft Ravensberg im Jahre 1788. Von Pastor Sander. — Zwei Aktenstücke aus der Zeit des Pietismus, die Einführung der Konfirmation betreffend. — Ein Zeuge aus der Erweckungszeit vor hundert Jahren. Von Pfr. Kahlenbeck. — Seit wann gibt es eine evangelische Gemeinde Bocholt? — Augustin Steube. — Ein ungedruckter Brief des Freiherrn v. Stein an Pastor Zliedner in Kaiserswerth.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

3. 8. 1900

4. 11. 78

